

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Erzählungen und Gedichte

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

## Reisende Biedermeier - Literaten im Oldenburger Münsterland

VON JÖRG DEUTER

### I.

Das Oldenburger Münsterland aus der Biedermeierperspektive: ein wenig ergiebiger Stoff könnte es auf den ersten Blick scheinen. In der Zeit zwischen 1830 und 1848 haben Oldenburgs Vormärzliteraten ihre recht beachtliche Produktivität in Blättern und Journalen, in Almanachen und eigenständigen Werken auf ganz andere Sujets als auf die oldenburgische Südecke gerichtet. Was konnte dieser unbekannte und unspektakuläre Raum dem Reisenovellen-verwöhnten Publikum jener Jahre auch bieten?

Trotzdem haben zwei der oldenburgischen Schriftsteller zwischen Romantik und Jungem Deutschland dieses Gebiet im Rahmen größerer Reiseschilderungen gezeichnet. Nicht objektiv beobachtet à la Karte, Baedeker, sondern aus dem subjektiven Blickwinkel des reisenden Weltmanns und Belletristen. Reisenovellistik als Feuilleton. Heine hatte den Schriftstellern der Übergangszeit zwischen Romantik und Jungem Deutschland neue Wege gewiesen: die lockere Form der Reisebilder, die in bewußt selbstbezogener Betrachtung die verschiedensten politischen, gesellschaftlichen und literarischen Fragen in den Rahmen der Reisebeschreibung einbeziehen. Diese fast sporadisch anmutende Arbeitsweise ist es, die wir an Heines Reisebildern so besonders schätzen.

Die Reisenovelle ist eine Vorstufe zum Roman des Jungen Deutschlands, der sich um politische Akzentuierung bemüht. Sie hat in ihrer Übergangsepoche allgemeine Verbreitung und Blüte gefunden. Die Bedeutung der Reisenovelle hat Adolf Stahr (1805-1876), selbst in diesem Genre erfolgreich als Italienführer – ‚Ein Jahr in Italien‘ –, in einer Rezension des politischen Mosen-Romans ‚Der Kongreß von Verona‘ klar dargelegt<sup>1)</sup>. Nachdem Stahr auf den Roman, der auf die ‚Freiheit des Einzelnen‘ (z. B. Goethes Werther) hingewiesen hat, schreibt er: „Seitdem verging eine geraume Zeit, ehe der Roman sich zu neuen, mit neuem Geiste befruchteten Schöpfungen wieder zusammennahm. Diese Mittelzeit füllte das Genre der Novellistik, insbesondere der Reisenovellistik aus. Sie bildet gleichsam den Übergangspunkt zum neuen Roman, indem sie sich der unmittelbaren Gegenwart zuwendend, Tendenzen und Persönlichkeiten, Zustände und Ereignisse in der subjectivsten Weise abspiegelnd, wenn auch formlos und zwitterhaft ihrem Wesen und Begriffe nach, doch den ersten Versuch machte, sich auf einen höheren Standpunkt zu schwingen und das Leben in seiner Öffentlichkeit dem Poeten und seinen Gestalten zu vindiciren. *Selbst* reisen und *Selbst* sehen war an der Tagesordnung und ward befördert durch die immer zunehmenden Erleichterungen des Verkehrs der Einzelnen und Völker. Die Romanliteratur war auf Reisen und suchte das junge Deutschland und das junge Europa.

Damit wäre auch bereits der Hinweis auf die beiden bedeutendsten Schriftsteller der Oldenburger Biedermeierblüte gegeben: Adolf Stahr, 1836-52. Gymnasialprofessor am oldenburgischen Gymnasium und Julius Mosen (1803 bis 1867), 1844 als Dramaturg des Hoftheaters nach Oldenburg berufen, wo die tückische Lähmung bald alle literarischen Projekte hemmte.

## II.

Ich ,geh' nicht Goldenstedt vorbei,  
Ohn euch zu sagen, was es sei,  
Das mixtum simultaneum,  
D'ran dort die Christen sich erbauen;  
Gewiß, ein solch' Prodigium  
Ist nicht in Nord und Süd zu schauen.  
Es raufen sich wohl dreihundert Jahre  
Die Confessionen hier die Haare,  
Kriegführend um das Gotteshaus;  
Brandfackeln haben sie geschwungen,  
Der blutige Mord ist eingedrungen,  
Doch keiner trieb den andern aus,  
Und sonntags eint in gleicher Stunde,  
Zur Andacht sie des Tempels Runde.

Karl August Mayer in seinem Versepos ,Die Hunte'. 1851.

### **Karl August Mayer (1808-94)**

In jenem, fast nur aus Wahloldenburgern zusammengesetzten Kreis oldenburgischer Intellektueller präsentiert Karl Aug. Mayer (1806-1894) das süddeutsche Element. Der junge Rheinpfälzer hatte im literarischen Humor seine Domäne, dem ein stark burschikos-studentischer Habitus nicht abzusprechen ist; so z. B. wenn sich Mayer als Initiator des Karnevals des lit.-geselligen Vereins, einer Stahr-Gründung von 1839, als Verfasser von vielen Fest- und Gelegenheitschwänken profiliert.

Eben eine Hauslehrerstelle in der französischen Schweiz verlassend, entpuppte sich der junge Akademiker in Oldenburg zum Publizisten. Pfingsten 1839 war er einem bereits zweimal an ihm ergangenen Ruf nach Oldenburg gefolgt, nachdem zuvor eine Reise durch Belgien und Frankreich einen Schlußstrich unter das Burschenleben gezogen hatte. Mayer war hier am Gymnasium, an der Militärschule, wo Offiziere für das Großherzogtum Oldenburg und die Hansestädte ausgebildet wurden, und an der neuen Cäcilien-schule tätig. Am großhzgl. Gymnasium, dem heutigen Alten Gymnasium, war kein Geringerer als Adolf Stahr sein literarisch ebenbürtiger Kollege. 1840-42 erschien Mayers erste größere literarische Arbeit in Oldenburg: die Monographie „Neapel und die Neapolitaner oder Briefe aus Neapel in die Heimat.“ Vorabdrucke aus diesem Buch der Stadt des ewigen Karnevals erschienen bereits in Theodor v. Kobbes „Humoristischen Blättern“, die der ewige Landgerichts-assessor, auch eine der dominierenden literarischen Gestalten in Oldenburg jener Tage, seit 1838 herausgab und die im wesentlichen vom ihm, Stahr und Mayer, bestritten wurden. In dieser belletristischen Wochenschrift erschien auch Mayers Reiseskizze „Meine Pfingstreise 1840“, die uns im folgenden als literarisches Dokument des Biedermeiers im Oldenburger Münsterland interessieren wird. Weitere Werke Mayers aus der Oldenburger Zeit, die schriftstellerisch zweifellos den Höhe-

punkt seines Schaffens bedeutet, seien hier wenigstens erwähnt. Die „Vaterländischen Gedichte“, 1844 bis 51 in sieben Heften bei Schulze erschienen, erfreuten sich zu Lebzeiten ihres Verfassers einer gewissen Popularität, was ganz besonders von den volksliedhaften regionalbezogenen gilt: so blieb das Gedicht vom Oldenburger Gertrudenfriedhof „O ewich is so lanck“ (1842) – trotz oder wegen seiner Originalität? – Jahrzehntlang beliebte Postkartenpoesie als besinnlich-gefühlsvolle Zugabe zu Photos der Gertrudenkapelle. Ebenso bekannt ist Mayers „Selbstbeherrschung“ (Zu Oldenburg am Thore . . . , 1842), das noch in einem der letzten Jahrgänge des volkstümlichen Hauskalenders auftaucht. Geradezu „klassisch“ geworden sind jene drei Zeilen aus dem später „Begrüßung der Oldenburger“ überschriebenen Vorwort zum ersten Heft der Vaterländischen Gedichte:

Im fernen Zipfel hier von Deutschlands Mütze,  
Allwo man sich am braunen Kohle letzt,  
Und fabelhafte Würste stopft von Grütze.

In seinem „Städten des Herzogtums“ – einem Teilstück der „Hunte“ – stellt Mayer uns die damaligen oldenburgischen Städte als Frauen personifiziert vor. Der Passus, der die drei uns interessierenden Städte betrifft, sei hier wieder gegeben:

Frau Delmenhorst und Friesoythe ,  
traten Herein mit einem tiefen Knix;  
Darauf Jever, die Mutter der Demokraten,  
Mit schiefer Haube, verwilderten Blicks.  
Frau Wildeshausen, die Alte, spazierte  
Mit dickem Strickzeug die Treppen hinan;  
Frau Cloppenburg mit Frau Vechta kutscherte  
In alter Pastorenkalesche an.

Friesoythe als das ländlich-bescheidene, Vechta und Cloppenburg als stark vom Katholizismus geprägte Elemente des Großherzogtums. Vielleicht nicht mehr als klischeehaft, damals aber noch in seiner überspitzten Ausschließlichkeit charakteristisch.

Daneben darf Mayers literatur-historische Arbeit nicht übersehen werden. Es soll hier aus dem reiche Oeuvre nur auf den Aufsatz über Karl Immermanns „Tristan und Isolde“ verwiesen werden (Bl. f. lit. Unterhaltung), der einen interessanten Beitrag zu Oldenburgs Beziehungen zu dem großen Epigonen darstellt. Aus dem zuletzt (1851), gleichsam als Abschiedsgeschenk an seine Oldenburger geschriebenen Versepos „Die Hunte“, wurde bereits eingangs eine Stelle zitiert, die sich auf das Unikum des Goldenstedter Simultaneums bezieht. Ein solches Unternehmen, das in epischer Breite die unaufdringlichen Reize einer kaum bekannten Landschaft, ihrer Sagen (Visbeker Braut) und Geschichte (Christianisierung unter Karl d. Gr.) darstellt, ist nur aus einer Zeit verständlich, in der sich Männer wie Schwab, Simrock, Freiligrath und Schücking mit Reise werken, wie dem „Malerischen und Romantischen Deutschland“, befaßten.

Auf Mayers literarische Projekte nach der Oldenburger Zeit, gründerzeitliche, vorwiegend historische Romane, kann hier nicht näher eingegangen werden.

Die Lehr- und Wanderjahre waren vorüber: 1851 tauschte er, um seiner süddeutschen Heimat näher zu sein, mit dem gebürtigen Bremer Adolf Laun (1807-1881), damals an der höheren Bürgerschule in Mannheim. Mayer wurde später Rektor des Karlsruher Realgymnasiums, wo er 1894 starb, <sup>2)</sup>.



### III.

Mayer hatte, wie schon erwähnt, eben erst mit flotter Feder seine Neapel-Monographie geschrieben, die teilweise als Vorabdrucke in Th. v. Kobbes ‚Humoristischen Blättern‘ erschienen, er hatte Faschingsberichte aus einer ungedruckten Novelle veröffentlicht und war gerade dabei, die oldenburgischen Eindrücke in seiner humorigen Art literarisch zu reflektieren und zu verwerten. Er war noch ganz unvoreingenommener Betrachter mit allen Vor- und Nachteilen, die eine solche Unbefangenheit bietet. Ein Resultat seiner Reflexion ist seine Reiseskizze ‚Meine Pfingstreise 1840‘.

Nachdem er uns Anfang des ersten Kapitels mit seiner Gewohnheit, Pfingsten alljährlich woanders zu verbringen, vertraut gemacht hat, schildert uns Mayer seine Postwagengesellschaft: ein stattlicher Amtmann, ein verliebter Apotheker, ein seufzender Schulmeister, ein schläfriger Zuckerfabrikant und ein stummes Dienstmädchen, das ist seine Eilwagengesellschaft – die nicht gerade originellen oder gar neuen, aber immerhin Unterhaltung versprechenden Ingredienzien einer echten Reisenovelle. Die spätere fiktive Umgestaltung der Personen und ihre Ansichten sollte dem Autor noch derbe Mauschellen, zumindest von einem der Mitreisenden, eintragen. Doch hier zunächst der zweite Teil des ersten Kapitels, der die Reise von Tüdict bis nach Bohmte schildert.

#### **Meine Pfingstreise 1840**<sup>3)</sup>

Hinter dem Tüdict<sup>4)</sup> zeigte uns der Postillon die Stelle, wo am zweiundzwanzigsten Januar ein Handwerker aus Diepholz mit einem Vagabunden, der ihn erschlagen und berauben wollte, auf Tod und Leben rang, bis endlich der weit stärkere Räuber mit ihm in den mit Wasser gefüllten Chausseegraben stürzte und, von dem über ihm liegenden Gesellen niedergehalten, ertrank. Dies gab Gelegenheit zur Erzählung von allerlei Räuber- und Mordgeschichten, wobei ich mit Schinderhannes, dem Helden meiner Heimath, aufwartete, dessen Thaten noch im Angedenken vieler Menschen am Rhein und auf dem Hundsrück leben.

Zu Ahlhorn schieden der schläfrige Fabrikant, der seufzende Schullehrer, das stumme Dienstmädchen und der verliebte Apotheker von uns, den Weg nach Kloppenburg einschlagend, und der Amtmann und ich waren bis Vechta die einzigen Insassen des Wagens. Die Gegend wird allmählich heiter und fruchtbar. Schwache Hügel, die Ausläufer der Berge, in denen ich am folgenden Tage wandern sollte, durchziehen das Land. Links, auf der hannöverschen Grenze, erschien blauschimmernd der Dümmer-See. Daß ich in katholischem Lande war, zeigten die Kreuze und Kapellen am Wege – eine Erinnerung an den lieben Rhein. Die Häuser, von denen viele mit dem Namen der Besitzer und, wie in der Schweiz, mit frommen Sprüchen beschrieben waren, hatten eine andere Physiognomie. Man sah nicht mehr die dicken, tief herabhängenden Strohdächer der übrigens recht behaglichen Landwohnungen um Oldenburg, die mich immer an Menschen mahnen, die gegen rauhe Witterung tief in Pelz gehüllt sind; man fühlte, daß man Mitteldeutschland um einen Schritt näher gerückt war.

In dem Gasthof des freundlichen Vechta fand ich die trauliche Aufnahme und billige Zeche der katholischen Landstädtchen Oberdeutschlands. Ein junger Kaplan mit schön gewachsenen hohen Stiefeln, der nicht leicht an solchem Orte fehlt, saß auch hier bei einem Gläschen Wein und besah sich die Herren Reisenden. Vechta ist der Sitz der obersten katholischen Behörde unseres Großherzogtums. Hier residiert der oldenburger Papst, der sogenannte, unter dem Bischoff

zu Münster stehende Official. Man rühmt Vechta wegen seiner hübschen Mädchen, wovon mir auch ein Exemplar zur Gesichte kam. Das Zuchthaus, welches gegenwärtig etwa hundert Verbrecher enthält, sah ich nur von fern. Der Official, die hübschen Mädchen und das Zuchthaus sind also die Merkwürdigkeiten Vechta's.

Unsere Reisegesellschaft vermehrte sich hier um zwei Häupter, nämlich um ein altes Ehepaar, das zum erstenmal auf Reisen ging - nach Köln, „vielleicht auch noch weiter“. Ich nenne sie den Philister und die Philisterin, was ihr Wesen vollkommen bezeichnet. Der Philister war ein kleiner, wohlgenährter Mann mit glänzenden Wangen und rundem Bäuchlein, an welchem sich ein dicker Obersteiner Uhrschlüssel in Pendelschwingungen bewegte. Die Philisterin war eine große, starkknochige, magere Person, bei der man nicht umhin konnte, an ein Pferd zu denken. Wenn sie den Mund öffnete, und sie lächelte oft, sah man nichts als Trümmer und Ruinen. Nur ihr Auge muß ich rühmen; es war schwarz, und hatte noch Jugendglut. Da der Amtmann vor zwanzig Jahren in dieser Gegend Assessor gewesen war, hatte er tausend Erinnerungen aufzufrischen, wobei ihm der Philister, den er aus jener Zeit kannte, eifrig zur Hand ging. Auf mehreren Stationen begab er sich nicht allein zu den Posthaltern und deren Familien, sondern auch in die benachbarten Häuser, um zu sehen, wie es den Leuten ergehe, und ob man ihn noch kenne.

Der war in der Heimath wohlhabend geworden, und hatte Kinder und Enkel; jener war arm nach Amerika gewandert und hatte jetzt das erste Handlungs- haus zu Boston. Ein dritter war als Captain auf der See eine Mahlzeit der Fische geworden; ein vierter lag daheim an einer unheilbaren Krankheit nieder; ein fünfter focht zu Algier in der Fremdenlegion. Viele waren auch gestorben.

Besondere Aufmerksamkeit war den neuerstandenen Häusern und Straßen und dem Zustande der allerwärts fruchtbaren Felder geschenkt. Ich sann lange darüber nach, welche landwirtschaftliche Bemerkung ich machen könne, um nicht so stumm und dumm da zu sitzen. Endlich sagte ich: „Es ist auffallend, daß man gar keine Kartoffelfelder sieht. Die Leute essen doch Kartoffeln.“ Dies war ein gutes, fruchtbares Wort. Der Philister that weitläufig dar, wie die Kartoffelfelder mehr von der Straße ab um die einzelnen Wohnungen lägen. So oft sich nun, nah oder fern, ein Kartoffelfeld zeigte, waren alle eifrigst bemüht, mir es zu zeigen. Mein Leben hab' ich nicht so viel Kartoffeln sehen müssen, als diesen Tag.

Dörfer findet man hier, wie um Oldenburg, fast keine, sondern getrennt liegende Häuser und Gehöfte, die mit Gärten, Grasplätzen, kleinen Wäldchen und Ackerfeld umgeben sind. Der Hof des Schulzen mit dem Eichencamp in Immermann's Münchhausen <sup>5)</sup> kommt nicht allein in Westphalen, sondern auch in hiesiger Gegend oft genug vor. Der Besitzer des Hofes nennt sich nach ihm, nicht umgekehrt, wie anderwo; höchstens fügt er nur noch seinen Familiennamen mit einem sive hinzu. (. . . .).

Zwischen practischen Menschen, wie meine drei Reisegefährten waren, und mir unpractischen Menschen mußten sich fortwährend verschiedene Ansichten herausstellen. Der Amtmann schalt auf jede Straße, die nicht schnurgerade ging; eine, die stundenlang auf einen Kirchturm lossteuerte, fand er prächtig. Ich sagte: „Die geraden Straßen langweilen, die krummen verstecken und überraschen.“ Er erwiderte: „Man fährt nicht, um überrascht zu werden, sondern um ein Ziel zu erreichen.“ „Sie haben recht“, sagte ich. „Lassen Sie in einer dürftigen Gegend die Straßen nur immer gerade seyn; dann hat man den Weg mög-

lichst schnell überstanden. In einer braven Berggegend sorgt der liebe Gott schon von selbst für krumme Wege - deren ich noch recht viele auf meiner Reise zu erleben hoffe." - Der Amtmann sagte weiter: „Es besteht hier eine Verordnung, nach welcher jeder, der ein Kreuz oder eine Kapelle stiftet, auch einen Fond zu deren Erhaltung gründen muß. Leider geschieht dies aber nicht.“ Ich erwiderte: „Es ist mir lieb, daß es nicht geschieht. Einmal sind diese Stiftungen, wenn auch gut gemeint, doch thöricht, und es ist nicht zu wünschen, daß die thörichte Ausgabe auf diese Weise noch vermehrt werde. Dann sehen auch die neuen Kreuze und Kapellchen schlecht aus, weil rohe Zimmerleute sie anfertigen. Sobald sie aber altersgrau und baufällig werden, bekommen sie ein malerisches Ansehen. Vergleichen Sie dies hängende, moosige Kreuz mit jenem neugezimmerten, dessen ungeschickte Formen durch seine nackte Frische um so auffälliger hervortreten. Welch ein Unterschied!“ „Sie haben recht“, sagte er, „nur dürfen die Kapellchen dem Betenden nicht über dem Kopfe zusammenfallen.“ Auch über die Kirchthürme waren wir verschiedener Meinung. Ich lobte einfache, schlanke, spitzzulaufende Kirchthürme, wie der von Berne; er die bauchigen, eingekerbten, geschwollenen. So fand er den Heiligengeistthurm zu Oldenburg schön, der doch nichts ist als eine große Pfefferbüchse. Der gewerbefleißige Flecken Lohne - Oldenburgs Elberfeld - durch den wir kamen, lieferte reichen Stoff zur Unterhaltung. Ich lernte die sieben oder acht Procedures der Fabrik kennen, denen sich eine Schreibfeder, von dem Flügel der Gans bis zur Hand des Autors, unterwerfen muß.

In dieser Gegend fangen schon die rothen Röcke der Landmädchen an, eine Feiertracht, die sie prächtig kleidet, leider aber aus der Mode zu kommen scheint. Weniger kann ich die schwarzen Sammthüte mit Federn loben, die man hier, wie im Florentinischen, sieht. Sie passen, auch wenn sie eine gute Form haben, was selten der Fall ist, gar nicht zu dem Wesen dieser Landmädchen, die dabei oft barfuß gehen, die Schuhe sparsam in der Hand tragend.

Der Abend kam heran. Ein glühender Schein fiel auf das Gesicht des Philisters, so daß es ordentlich interessant wurde. „Die Sonne geht wohl schön unter?“ fragte ich ihn, da ich auf meinem Sitze dem westlichen Himmel abgekehrt war. „Ja“, sagte er, „es wird gutes Wetter bleiben, und das ist sehr wünschbar für das Korn; denn das Korn kann vor der Blüthe nicht gut Regen vertragen.“ Ich bog mich hinaus. Der Himmel flammte in rother Glut.

In bloß fruchtbaren Gegenden halten auch Gebildete fruchtbar für schön, und wissen nicht, welche Formen und Farben einer Landschaft Noth thun. Diese Bemerkung hab' ich hier, wie häufig anderswo, zumachen Gelegenheit gehabt. Natürlich. Die Gegenstände fehlen, um das Auge fürs Schöne zu bilden.

Als wir in dem freundlich gelegenen, mit herrlichem Quellwasser gesegneten Damme einfuhren, brach die Dämmerung an. Die Strecke von da nach Bohmte legten wir in der Nacht zurück.

Soweit Mayers Pfingstreise 1840. Die Reiseroute, mit dem Eilwagen in Oldenburg begonnen, dessen Stationen Ahlhorn, Vechta, Damme und Bohmte waren, setzte Mayer von da wandernd fort. Es ging über Osnabrück, Herford, Detmold, Bad Meinberg, Bad Pyrmont, Hameln, Bückeburg und Bremen. In den Hauptzügen entspricht das zitierte Stück Reiseprosa ganz dem, was eingangs über die überleitende Reisenovelle angedeutet wurde. Vieles wird angerissen, nichts vertieft. Das Bild, das dabei vom alten Münsterländer entsteht, ist auch aus der Sicht des Zugereisten nicht so negativ, wie es auf den ersten Blick scheinen mag: dominant ist jener ausgeprägte Hang zur Solidität, der mit dem nötigen



Realismus z. B. auch klerikale Fragen anpackt, weit ab von jener herben Erdbindung der späteren Heimattümler, stellt Mayer die münsterländischen Zustände seiner Zeit dar, ohne daran eine Wertung zu knüpfen.

#### IV.

##### **Warnung vor Postwagen-Ungeziefer!**

Aber für Mayer sollte diese Reiseplauderei noch ein unangenehmes Nachspiel haben: einer der Mitreisenden, der sog. Philister, veröffentlichte, selbst ziemlich empfindlich, einen bissigen Rekurs im Vechtaer Lokalblatt. So erschien im „Sonntagsblatt . . .“<sup>6)</sup> vom 17. Januar 1841 unter der laufenden Rubrik „Zur Unterhaltung“ eine Richtigstellung unter dem polemischen Titel:

##### **Warnung vor Postwagen-Ungeziefer!**

Ein bössartiger Witzjäger und ein bissiger Hund sind im Postwagen gleich gefährliche Passagiere. Am unleidlichsten aber ist noch wenn ersterer als diebischer Horcher und als unberufener Silhouetteur blind mitfährt und dann nachher aus seinem Versteck heraus als verfälschender Garkoch aufgefangene schuldlose Wahrnehmungen als erhaschtes Edelwildpret ausstaffirt und so mit den Zuthaten seines mehr Brühe als Sprühreichen Geistes dem großen Publikum auftischt. (. . .). Der Thatbestand dieses schmählichen Unfugs liegt uns wirklich nahe vor, indem die Persönlichkeit sehr ehrenwerther Personen aus unserer Mitte, von einem gewissen Jemand, der mit ihnen im Posthause und im Postwagen von Vechta nach Bohmte zusammengetroffen, nachher in einer der letzten Nummern der zu Oldenburg erscheinenden *humoristischen Blätter* auf die ungeziemendste Weise angegriffen worden ist. Diese vor dem Publikum in einem frivolen Studententone gespielte Insolenz, ist als Preßmißbrauch und besonders als Ehrenbeleidigung mit dem Charakter der Öffentlichkeit, dem Vernehmen nach, bei der rechten Behörde denunciirt worden, und wird hoffentlich die gebührende Ahnung finden; dieselbe verdient aber auch sonst eine ernste Würdigung, und nachdem vorstehend die unrühmliche Naturgeschichte unseres Deliquenten bestimmt worden, mag solcher Vorstoß gegen alle Sitte und Form, in folgendem näher beleuchtet werden. (. . .).

Was sich in den humoristischen Blättern vorzüglich charakteristisch herausstellt, ist der Studententon der mit dem Philisterscheltwort so gern um sich wirft. Das Sprichwort sagt, ein Schwabe werde doch wenigstens klug mit 40 Jahr; allein ein gewesener Hochschüler der sich den Burschenstand als Ideal gesetzt, und der sich dessen Freiheiten nicht entäußern will, steht in Gefahr ein Narr sein Lebenlang zu bleiben und gleich einer Frucht, die selbst im Herbst des Lebens nicht reifen will. Es heißt nun vollends den Humor bergan fließen machen wollen, wenn ein solcher sich überlebender Studententhümer<sup>7)</sup> gegen geachtete Männer im Kirchen- und Staatsdienst seiner Witzlaune freien Lauf lassen will. Es ist Unverstand, nicht einsehen zu wollen, daß das Studententhum eine in sich abgeschlossene kurze Durchgangsstufe ist, und wer im höhern Stande steht und solchen nicht achtet, zeigt sich seiner Stellung selbst unwürdig. (. . .).

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die gehörige Portion Ignoranz unseres Anonymus, der den „Dichter“ außerhalb jener Gruppe geachteter Männer im Kirchen- und Staatsdienst stellt, und ihn als grünen Jungen abqualifiziert, selbst da, wo er Dr. phil. mit Oberlehrerstelle ist. Einer derartigen Literaturvorstellung entspricht u. a. auch die starke Moralisierung des Begriffs Witz mit deutlich aufklärerisch-rationaler Tendenz; eine Einstellung

zur Belustigung des Verstandes und des Witzes“ wie sie 1840 längst zum unvertretbaren Anachronismus geworden war.

V.

**Theodor von Kobbe (1798-1845)**

„Vechta, gewöhnlich Vechte genannt, im Münsterschen Amt gleichen Namens, der Geburtsort der Gebrüder Romberg, hat ein Zucht- und Arbeitshaus, in dem die Kriminalverbrecher bewahrt werden. In Jever werden die Vergehen in einem Civilstrafgefängnisse, so wie die Festungsstrafe gebüßt. Als ein genauer Freund von mir, welcher eine nicht ausgesessene Carzerstrafe wegen eines Duelles in Jena, hier nachgeholt, der verstorbene Herzog ihn aber nach beendigter Strafe zum Auditor in Vechta ernannt hatte, kündigte ich diesen glücklichen Domicilwechsel demselben mit den Worten an:

Wie gütig ist der Herzog, der Gerechte!

Erst schickt er dich nach Jever, jetzt nach Vechte!“

Theodor von Kobbe in seinen „Humoresken aus dem Philisterleben“, 1841.

Findet sich bei Karl Aug. Mayer noch eine Menge Lokalkolorit, wenn er z. B. von Trachten, Kapellen und Kirchtürmen oder den Vechtaer Sehenswürdigkeiten plaudert, so ist die nun folgende Kobbesche Reiseskizze von noch subjektiverem Gepräge, das allerdings durch barocke Ausflüchte gedanklicher, wie stilistischer Art, nicht immer leicht überschaubar bleibt. Theodor von Kobbe, 1798 im holsteinischen Glückstadt geboren und 1820 als Auditor ans Landgericht nach Oldenburg berufen, wirkte hier als Mittelpunkt geistiger Geselligkeit bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1845. Es wäre bei der Schaffensfreude und Aktivität dieses Oldenburger Humoristen kaum möglich, die Persönlichkeit Kobbes in wenigen Sätzen erschöpfend darzustellen. Als Freund illustrier Zeitgenossen, als unermüdlicher Humanist, als glänzender Gesellschafter und vielseitiger Schriftsteller liegen zwei, zwar verschieden ansetzende, doch hervorragend ergänzende Untersuchungen über Kobbe vor <sup>9)</sup>. Diese interessante und lebensvolle Erscheinung in Oldenburg um 1840, das an ausgeprägten Individualisten sicher nicht arm war, hat Paul Raabe einmal „eine der originellen, lebenswerten Randfiguren der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“ genannt. Kobbe hat als Gestaltender selbst in dem vollen Bewußtsein gelebt, anregend auf Schaffende zu wirken, die eigene tiefe und sicher reiche ringende Innenwelt aber nie nach außen gestaltend zu verwirklichen. Der adäquate literarische Ausdruck seines persönlichen Engagements, gerade auch in sozialen Fragen, blieb aus.

Um den Kobbeschen Wirkungsbereich, um den es uns hier ausschließlich gehen soll, nämlich um die von ihm herausgegebenen „Humoristischen Blätter“, ein wenig zu charakterisieren, sei ein Passus des zeitgenössischen Kulturkritikers Ralph (d. i. Heinr. Lambrecht, 1812-98) aus dessen „Geheimnissen von Oldenburg“ zitiert: „Der größte Theil der in diesem Journal erscheinenden Artikel ist von Hrn. v. Kobbe selbst geschrieben, und zeichnet sich durch Frische und pikante Färbung, so wie durch geistreiche und oft muthwillige Gedanken aus. Der schönste Schmuck seiner Schriften sind aber eine unverwüstlich heitere Laune, eine sich nie verleugnende Gutmüthigkeit und eine warme, tiefempfundene Menschenliebe, die allenthalben hervorschimmern. In der Darstellung ist Hr. v. Kobbe gewandt und glücklich; die Sprache könnte jedoch geglätteter und fließender sein; sie ist zuweilen schwerfällig und nicht selten rau und



hart.“ Der hier auszugsweise wiedergegebene Reisebericht Kobbes nimmt hauptsächlich auf die beiden vorher abgedruckten Bezug. Aber er ist alles andere als unselbständig, zwei Hauptzüge Kobbeschen Wesen werden klar: zunächst das Talent, schnell Freundschaften zu schließen und sie oft über Jahre hinweg aufrecht zu erhalten.

Danaben ist es die gewinnende Herzensgüte des Bonvivant.

### **Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841 <sup>10)</sup>**

*Vechta passirt*

*Gott sei Dank!*

O Vechta! mußte es bei mir dahin kommen, daß ich einen solchen Ausruf thue, wenn ich Dich verlasse.

Wohl gedenke ich noch der schönen gastlichen Stunden, die ich in Deinem Weichbilde, und vor allem derer, die ich im Keppelschen Hause verlebte, wo der Eigentümer, ein liebenswürdiger Patriarch, der gefälligste Wirth von der Welt, eine treffliche Mutter und Hausfrau, liebenswürdige Kinder, joviale Freunde, die steinernen Räume zu einem Tempel der Geselligkeit umschufen . . . Noch immer ziehe ich den vor dem Hause, das längst in Händen einer andern Familie ist. Vielleicht sieht's der alte Herr von oben und lächelt. Nie vergesse ich die Fastnachtszeit in Vechta, wo dem Ball der Erwachsenen, belebt durch die Anwesenheit lebensfroher naher Gutsbesitzer, am andern Tage ein gemütliches stilles Casino, mit obligater Whist- und L'hombrepartie besonders für ältere nicht tanzlustige Damen, am dritten Tage aber, damit keinem Alter die Freude fehle, ein Kinderball folgte, auf welchem die liebe Jugend zwar dominirte, aber alte tanzlustige Erwachsene doch auch tolerirt und zugelassen wurden. Die älteren Herrn aber feierten diesen letzten Abend des Frohsinns mit einem Kartenspiel, welches ich nie begreifen konnte, wohl aber die Kreidestriche, welche Keiner mit Behagen und ohne, wenn gleich gewöhnlich fruchtlose Protestation, hinnahme und die am Ende summiert wurden, um den selten getrunkenen Champagnerwein von seinen festgezauberten Pfropfen zu befreien.

„Es ist anders geworden“ seufzt hie und da wol einer der wenigen alten lieben in Vechta noch lebenden Bekannten vom ancien regime, oder eine Dame aus jener Zeit, die das Erlöschen des Schillerschen schönen Götterfunkens darauf schreiben will, daß die Gebrüder v. F. und die Freunde R. und P. fortgezogen sind, ich aber bin der Meinung, daß der Frohsinn schlafen gegangen ist und in der Väter Gruft liegt, um von zwölf bis ein Uhr in der Geisterstunde, in der unsere gut gezogenen Jugend ohnehin schon immer zu Bette liegt, wenn sie sich nicht auf dem Casino, thé dansant oder auf dem Postwagen befindet, mit den Verstorbenen, die dann wie die Apothekergehülften einen Sonntag - eine freie Stunde haben, sich zu erlustiren. –

(. . .) Aber das ist es auch nicht, was mir den Aufenthalt in Vechta zuwider gemacht hat, vielmehr das unglücklichste aller Mißverständnisse, das auch sich zu meinem *Malefiz* ereignet hat. - Denn das muß ich dem Schicksal lassen, daß es mich immer mit den ungereimtesten Abenteuern der Welt bepackt. - Da hilf kein Verbitten noch Protestiren (. . .)

Das Vechtaer Mißverständnis betraf einen harmlosen Aufsatz in meinem vorjährigen Blättern, der von einem meiner vortrefflichsten Mitarbeiter dem Doctor Mayer herrührte, durch den sich ein Ehrenmann gekränkt fühlte, auf den fingirte humoristische Verhältnisse gemünzt zu sein schienen, die es nicht

im Entferntesten waren. Nicht ohne Mühe konnten wir den Gereizten hievon überzeugen, bis auch in ihm die bessere Ansicht tagte und er einen Klageantrag zurücknahm (. . .)

In Vechta erschien aber in einem dortigen Localblatt <sup>11)</sup> ein so boshafter Aufsatz, als wäre er eine gelungene Probearbeit von Beispielen für den Art. 409 des Oldenburgischen Strafgesetzbuchs, der bekanntlich von schweren Ehrenbeleidigungen handelt.

Man nannte mir den Verfasser, ich hätte meinen Kopf dagegen verwettet, daß *dieser Herr einen solchen Aufsatz nicht geschrieben. Ich befragte ihn darum schriftlich* und er gestand, was ich mit Hochachtung anerkenne, als ein Ehrenmann die Tat im ersten brieflichen Verhör, mit dem freilich komischen Zusatz, daß er in mir den Mann von Kopf und Herz ehre, obgleich mich einer seiner Streiche, wenn gleich doch schmerzhaft genug, hätte treffen können (. . .)

Aber meinem lieben Mitarbeiter war ich Genugthuung schuldig. Ich eröffnete ihm, wie der Verfasser des Aufsatzes, dessen unanständige Ueberschrift schon seines Vaters Geschmack bekundet, und bei mir nicht einmal die sittliche Censur passirt, nach meinem und dem Ermessen mehrerer sachkundigen Freunde zur Strafe gezogen werden könne und müsse. - Und siehe da! Ich erhielt eine Antwort, würdig eines Dichters und eines Christen, die hinlänglich beweist, daß im Mayerschen Aufsatz noch weniger animus injuriandi lag, als Orfila Arsenik im Körper des Herrn Laffarge gefunden hat <sup>12)</sup>. Hier ist sie zur Ehre des Schreibers und zur Erweckung rühmlicher Nacheiferung in ähnlichen Fällen.

Ich bin verliebt und durchaus zum Frieden aufgelegt. Ich will daher den Sonntagsblätler, obgleich er mir Unrecht thut, und beleidigt nicht verfolgen, sondern den durchaus ordinären Aufsatz, der sich eigentlich selbst das Urtheil spricht, auf sich selbst beruhen lassen.

Ich nehme dies als Buße für meine Unbedachtsamkeitssünden.

Mittw. d. 10. März 1841.

*Also Vechta passirt.*

*Gott sei Dank!*

Grüße sie herzlich  
Mayer

Wir bildeten eine Quartettreisegesellschaft. Ein ältlicher lebensfroher Herr aus dem Oldenburgischen wollte sich und seine beiden lebenswürdigen Damen in das Bad bringen. Diese hatten *Ems*, der Papa *Aachen* zum Ziel.

Der letzte oldenburgische Ort *Damme* war ohne Gefährde und Abenteuer erreicht. Die Münsterländer sind ein kerniges, kräftiges Volk, weßhalb sie auch die besten menschlichen Jahrgänge unserer Recrutirungscommision liefern. Der Branntwein übt dort noch nicht seine vergiftende Macht, das einzelne Uebermaß bei seltenen Gelagen überwindet die Natur schon, jener ewig Alles gut machende *constitutionelle* Minister des gegen sich selbst wüthenden Despoten, *Mensch* genannt."

Die Welt, die Mayer und Kobbe uns vorführen, ist keineswegs eine exemplarische Münsterlanddarstellung 1840: Postwagenidyll und kleines Casino mit thé dansant in Vechta zeichnen eher einen literarisch aufgewerteten und erinnernd überbewerteten Lebenskreis.

Auffallend ist dabei, daß die beschriebenen Südoldenburger Vergnügungen, wie sie Kobbe z. B. in seinem Fastnachtstreiben vor uns erstehen läßt, stark an

jene patriachalische Einfachheit gemahnen, die Justus Möser siebzig Jahre zuvor in seinen „Patriotischen Phantasien“ propagiert hatte. Wie hatte Möser doch 1780 von seiner Vaterstadt Osnabrück geschrieben: „Der Luxus geht nicht weiter als an andern Orten, und man schafft sich noch nicht alle Jahre eine neue Kutsche und alle zwei Jahre neue Hausmeubles an.“ Das Bedürfnis, nicht der Luxus bestimmten noch das Leben auch der gutbürgerlichen Kreise, wengleich aufkommende fadenscheinliche Repräsentationslust schon ihre Schatten vorauswarf. Darin ist das Biedermeier der Möserischen Aufklärung vielleicht näher verwandt, als der siebzigjährige Zeitabstand ahnen läßt. Ebenso, wie sich die Propagandisten des Rationalismus mit den Empfindeleien der Rokokowelt auseinandersetzen mußten, machte das Biedermeier noch einmal, wenn auch in bescheidenerem Maße, jenen Kampf mit der anachronistischen Scheinwelt des zweiten Rokoko durch.

Auch die geistige Aufklärung drang noch immer nur sehr langsam in breitere Volksschichten ein, während sich die führenden Geister längst ganz anderen philosophischen Problemen zugewandt hatten.

Wenn Hermann Lübbing in seinen „Süddoldenburgischen Verhältnissen um 1850 in protestantischer Sicht“<sup>13)</sup> schreibt, daß der Kulturhistoriker bei dem auffallenden Mangel an größeren Reisewerken, die Pressereportage war noch nicht erfunden, bei der historischen Betrachtung dieses Gebiets auf private Aufzeichnungen, vor allem auf Briefe angewiesen ist, dann muß der sich damit zumeist auf zufällige Stimmungsberichte von oft subjektivem Gepräge verlassen. Lübbing selbst hat aus diesen Stimmungsberichten den autobiographischen Versuch des schriftstellernden Rasteder Färbermeisters Friedr. Wilh. Röbbelen (1801 Hildesheim - 1885 Old.) und die 1860er Erinnerungen des oldenburgischen Staatsministers Günther Jansen (1831 Old. - 1914 Weimar) ausgewählt. So verschieden die beiden Gewährsmänner Lübbings auch sein mögen - denn es läßt sich unter schriftstellernden Leuten wohl kein größerer Unterschied als der des autodidaktischen Popularphilosophen und -theologen Röbbelen, der mit seinen Traktätlein selbst über Land zog, und der des ehemaligen Ministers mit der Ambition zum *homme de lettres* denken - so ist doch beiden das intensive Kennenlernen von Land und Leuten gemeinsam.

Der wandernde Subskribentensammler und der Löninger Assessor stehen beide im täglichen Kontakt mit den Münsterländern. Kobbe und Mayer hingegen erleben das ehemalige Niederstift aus der Feiertagsperspektive des hindurchfahrenden Reisenden. Die Unsicherheit des vorschnell gefaßten Eindrucks wird dadurch nur noch verstärkt. Willkommen dürften beide Zeugnisse süddoldenburgischer Kulturgeschichte, die bislang unbeachtet blieben, unter Berücksichtigung dieses Unsicherheitsfaktors, trotzdem sein, auch als Ergänzung zu Lübbing: heute allemal wichtige kulturhistorische Dokumente einer literarisch kaum erschlossenen Landschaft und ihrer Bewohner.

#### **Anmerkungen:**

Die angeführten Zitate und Textpassagen werden, auch bei offensichtlichen Inkonsistenzen, der Authentizität wegen im originalen Zustand wiedergegeben.

- 1) S(tahr), A(dolf): Der politische Roman. Der Congreß in Verona. Ein Roman in zwei Bänden von Julius Mosen. (Rezension). In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst. Jg. V (1842). Lpz., S. 1077 bis 1084. (S. 1078).
- 2) Mayers Biographie findet sich in den einschlägigen Sammelwerken zur Literaturgeschichte nicht. Eine ziemlich ausführliche Selbstbiographie mit Bildnis ist seinem Roman: Kaiser Heinrich IV. Berlin, o. J. (1862). S. VII - XXVIII vorangestellt. Für das weitere Leben sei verwiesen auf: Brümmer, Franz: Lexikon dt. Dichter und Prosaisten im 19. Jahrhundert. Lpz., o. J. Bd. IV, S. 403 f.

- 3) Mayer, Karl Aug.: Meine Pfingstreise 1840. In: Theodor von Kobbe (Hrsg.), *Humoristische Blätter*. Jg. III (1840) und IV (1841).  
Jg. III: S. 389-95; 397-403; 365 - 71; 373 - 78; 407 - 10; 415 - 19  
Jg. IV: S. 41 - 47; 49 - 53; 65 - 71; 73 - 77; 78 - 80; 89 - 92 (1. Kap.-2. Teil); 60 - 64; 99 - 102.
- 4) In Tudick bei Wardenburg wurde am 22. Jan. 1840 ein Raubmörder von dem angegriffenen Webergesellen im Chausseegraben erstickt. Wie außergewöhnlich ein solcher Notwehrfall war, beweist die Mitteilung in den *Humoristischen Blättern*, 1840. S. 69 - 74.
- 5) Karl Lebrecht Immermanns (1796-1840) Roman „Münchhausen“ galt im 19. Jahrhundert als bester humoristischer Roman deutscher Sprache. Über den Erstdruck von Münchhausenpassagen in Kobbes *Humoristischen Blättern* heißt es: „Immermanns Beiträge sind erstens in Heft 2 und 3 des ersten Jahrgangs enthalten als Bruchstücke eines ungedruckten Romans, und zwar sind es das 11. und 12. Kapitel. In Nr. 17 und 21 desselben Jahrgangs findet sich das „Waldmärchen“, das der Jäger (des Romans) seiner Geliebten erzählt. Auch im 2. Jahrgange sind in den Nummern 5-17 wieder längere Bruchstücke aus dem nächstens erscheinenden zweiten Teile des Romans Münchhausen von Karl Immermann abgedruckt, und Nr. 7 des 3. Jahrgangs schließlich bringt Immermanns Prolog zur Eröffnung der neuen Bühne am 8. Dezember 1832.“  
Schwarz: Th. v. Kobbe, S. 47. Heute ist der „Münchhausen“ weitgehend nur noch in den losgelösten Oberhof-Partien bekannt die im Paderborner Land spielen und ein Vorläufer niederdeutscher Epik sind. Über Immermanns Beziehungen zu Oldenburgs Biedermeierschriftstellern liegt keine annähernd erschöpfende Darstellung vor. Einen Einblick vermittelt: Strahlmann, Fritz: Immermanns Beziehungen zu Th. v. Kobbe und Ad. Stahr. In: *Nachr. f. Stadt und Land, Oldbg.*, 1925, Nr. 271
- 6) Anonym: Warnung vor Postwagen-Ungeziefer! In: *Sonntagsblatt, eine Wochenschrift für alle Stände*. VIII. Jg. (1841), No. 3, Vechta.
- 7) Anspielung auf Mayers Herkunft. In *Selbstbiographie* (s. Anmerk. 2) schreibt dieser: „Was mein weiteres Leben auf der Akademie angeht, so hatte ich mich gleich anfangs für eine schwarz-rotgoldene Farbe, der ich auf immer angehöre, erklärt und mich der Burschenschaft angeschlossen, die zwar damals schon, von der Ungunst der Zeit berührt, im Abblühen begriffen war, sich aber noch immer durch eine vaterländische, sittliche Richtung empfahl . . .“
- 8) Stahr, Adolf: Theodor von Kobbe, Ein Denkstein. Oldbg., 1845. Schwarz, H.: Theodor von Kobbe. Sein Leben und Wirken sowie seine Stellung in der deutschen Literatur. Oldbg., o. J. (1913). Diss.
- 9) Ralph: Die Geheimnisse von Oldenburg oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände. Heft II, S. 80 f. Oldbg., 1844.
- 10) Kobbe. Th. v.: Bruchstücke aus meiner Hundstagsferienreise im Jahre 1841. In: Th. v. Kobbe (Hrsg.) *Humoristische Blätter* Jg. IV (1841). S. 345-51 (davon 345-50; 353-60; 361-65 (1. Kap.). 366-68; 369-76; 377-83 (3. Kap.). Vorabdruck aus: *Humoristische Reisebilder*. Hmbg., 1843. Schon 1913 war von diesem Werk nur ein Exemplar in der Hamburger Staatsbibliothek nachweisbar.
- 11) Gemeint ist der vorher abgedruckte Artikel Anmerk. 6.
- 12) Der Laffargesche Prozeß war für den zeitgenössischen Betrachter ein höchst dubioser Kriminalfall: Marie Capelle, verheiratete Laffarge, wurde im September 1840 beschuldigt, ihren Ehemann durch Arsen ermordet zu haben. Dies bewies scheinbar die Obduktion des renommierten Chemikers Orfila. In einer abermaligen Untersuchung wies der Orfila-Rivale Raspail den Obduktionsbefund als unglaubwürdig aus und beeinflusste damit den Prozeßausgang. Die zeitgenössische Bedeutung und die Stellung des französischen Publikums zu diesem Fall zeigt: Mendelssohn, Joseph: *Pariser Briefe*. Bd. I, 15. Brief. Lpz., 1841.
- 13) Lübbing, Hermann: Südoldenburgische Verhältnisse um 1850 in protestantischer Sicht. In: *Oldenburger Jahrbuch*. 55. Bd. 1955, S. 47-62. Vgl. auch: Lübbing, Hermann: Röbbelens Reiseerlebnisse im Oldenburger Münsterland 1840. In: *Heimatkalender f. d. Oldenburger Münsterland*. Jg. 1953, S. 163 ff.



# Das Sonntagskind

Ein schlichtes Menschen- und Kulturbild aus dem vorigen Jahrhundert

II. Teil

VON JOSEF ALFERS

Der Winter war wie gewohnt durch das Land gezogen. Im zeitigen Frühjahr starb Mariechens Großmutter. Die Enkelin war zur Beerdigung geladen. Sie kam zeitig im Trauerhause an, um den Leichenzug zu begleiten. Vor dem Hause stand der Leichenwagen. Der Fahrer, ein Knecht vom Nachbarhofe, sprach Mariechen an, als sie vorbeigehen wollte. Er sagte, daß er sie gut kenne, sie öfter in der Kirche oder mit Gertrud zusammen gesehen habe. Darüber wunderte das Mädchen sich sehr. Nach der Beerdigung, beim Essen im Trauerhause, war der Fahrer auch da und setzte sich neben sie. Er war groß, fast einen Kopf größer und hatte einen flotten Schnurrbart. Er erzählte, seine Militärzeit sei vorbei, er stamme aus der Nachbarpfarre, wo seine Eltern einen kleinen Kotten hatten, und sein Bruder sei hier im Dorf in einen kleinen Kotten eingeheiratet. Am Ende versprach er, sie einmal zu besuchen. Als beide später mit den Eltern das Trauerhaus verließen, war Mariechen nachdenklich geworden. Dann trennten sich ihre Wege. Mariechen mußte der Mutter noch versprechen, sie bald zu besuchen.

Kurze Zeit darauf war Mariechen im Garten beim Aufräumen. Da kam ein Gespann des Weges daher und hielt an. Der Fahrer rief sie an. Es war ihr Tischnachbar bei der Beerdigung der Großmutter. Sie errötete vor Schreck und Freude, ihn so unvermutet wiederzusehen. Der junge Mann sollte Saatkorn bei ihrem Dienstherrn austauschen. Sie sprachen eine Zeitlang miteinander. Franz, so hieß der junge Mann, bemerkte schließlich, daß er sie am Sonntagnachmittag besuchen möchte. Mariechen antwortete, sie habe für Sonntag versprochen, ihre Eltern zu besuchen. Franz nickte dazu und verabschiedete sich, um seinen Auftrag zu erledigen. Mariechen tat ihre Arbeit mechanisch weiter. Sie ertappte sich immer wieder in den Gedanken an Franz, bis die Frau rief, daß Fütterungszeit sei . . .

Am nächsten Sonntag trafen beide sich bei der Kirche. Franz sagte, daß er sie bei den Eltern besuchen wolle. Als Mariechen nachmittags bei den Eltern eintraf, war sie erstaunt, Franz schon im Gespräch mit ihnen anzutreffen. Er hatte den Eltern bereits erklärt, wenn sie nichts dagegen hätten, wolle er mit Mariechen einen eigenen Hausstand gründen, vorausgesetzt, Mariechen wäre einverstanden. Dem jungen Mädchen gefiel der junge Mann, und beide kamen überein, daß sie heiraten wollten, sobald irgendwo eine Heuerstelle frei würde, die sie antreten konnten. Auf dem Heimweg begleitete Franz seine Braut. Beide sprachen über ihre Zukunft. Sie waren jung und gesund und machten sich keine Illusionen über ihr künftiges Leben als Heuerleute.

Von nun an trafen die Verlobten sich öfter. Wenn Franz sie besucht hatte, strahlte Mariechen vor Seligkeit. Diese Glückseligkeit bekam die ganze Hausgemeinschaft, insbesondere der alte Öhm, zu spüren. Das Mädchen half ihm bei der Arbeit, vorzüglich bei den Bienen, die ihm lästig wurde. Es brachte eines Sonntags sogar fertig, als der Öhm das Schwärmen mehrerer Bienenstöcke angesagt hatte, allein und ohne Hilfe vier abziehende Schwärme einzukörbeln.



Franz, der sie besuchen wollte, traf sie beim Bienenstand in Öhms Bienenhose, mit dem Immenkieker auf dem Kopfe eifrig hantierend. Sie bedeutete ihm, er möge zum Öhm auf die Heide gehen. Sie würde bald nachkommen. Der Alte war sehr erfreut. Er lobte Mariechen sehr: „Vier Schwärme, vier Fuder Heu“. Seine Schafherde war bereits um ein Drittel verringert worden; denn man begann in großem Maße die Heide zu kultivieren.

Der Hochsommer war vorüber und die schwere Zeit der Ernte, als Franz eines Sonntags die Nachricht brachte, in der Bauerschaft, wo er bedienstet war, sei zum nächsten Mai eine Heuerstelle frei. Wenn sie Lust hätte, wollten sie sich darum bemühen. Nachmittags sprach er mit Mariechens Eltern darüber. Es wurde beschlossen, wenn möglich, die Stelle zu übernehmen. Franz ging bald zum Bauern und fragte. Dieser war nicht abgeneigt. Er kannte Franz und lud ihn und seine Braut ein, den Heuerkontrakt abzuschließen. Beide kannten die Heuerhäuser des Bauern am anderen Ende des Hofes. Sie waren nicht schlechter und besser als andere auch. Franz kannte aber auch den Bauer, der bei den Dorfbewohnern als unguter Mensch galt. Mit Geistesgaben nicht übermäßig gesegnet, war er herrschsüchtig und vertrug nicht, wenn anderen, auf die er mit Geringschätzung schaute, etwas gelang, was er selbst nicht fertigbrachte.

Eines Sonntags kamen Franz und Mariechen, um die Bedingung für den Antritt der Heuerstelle zu übernehmen, wohl wissend, daß sie mehr Pflichten als Rechte übernehmen mußten. Sie besichtigten das Haus und wünschten, daß ein kleiner Schweinestall angebaut werde. Der Bauer wollte nicht; aber als Franz ihm erklärte, daß er ihn ohne Kosten für den Bauer erstellen wolle, sagte dieser zu. Dann gingen sie zum Bauernhaus zurück, wo die Bauersfrau auftischte und alles weitere besprochen wurde.

In damaliger Zeit war das Verhältnis der Heuerleute zum Bauern fast dasselbe wie vor den Freiheitskämpfen das Verhältnis der Bauern zu den Grundherren. Manche Bauern suchten ihre Heuerleute so kurz zu halten, daß sie an ihrer Arbeitsstelle gebunden blieben. Diese Einstellung gebard den Spruch: „Ein Heuermann darf keine Pfanne aufs Feuer bekommen, dann wird er unbotmäßig“. Böse Zungen behaupten: Es gäbe Bauern, die morgens beteten „Lieber Gott, schenke unseren Heuerleuten Armut, vor Reichtum will ich sie schon bewahren.“ Andererseits lebten Heuerleute verhältnismäßig sorglos. Der Mann aß am Tisch des Bauern, oft auch die Frau. Sie hatten ein sicheres, wenn auch bescheidenes Einkommen. Gerieten sie in Not, mußte der Bauer aushelfen. Daher stammte der Heuerleutespruch: „Laotet hulen un brusen, laot dor weihen, watt dor will; use Bur mott betaohlen, magt kossen watt et will“.

In solchem Geist hielt sich auch der Heuervertrag für Franz und Mariechen. Sie bekamen das Haus und mußten dafür Diele und Wand in Stand halten, ebenso das Dach, wofür der Bauer das Stroh hergab. Dazu gehörten ein kleiner Garten beim Hause und etwa 2 ha Land, deren Pacht pro ha 30 DM betrug. Zur Bodenarbeit konnte das Gespann des Bauern benutzt werden. Es kostete pro Tag 3 DM, zum Eigenverbrauch bekamen sie Schullen- und Plaggenstich. Stroh durfte nicht verkauft werden. Der Stallung mußte auf das Hofland gebracht werden.

Die Wintersaat für die Heuerstelle war schon im Herbst zu bestellen. Der Bauer, bei dem Franz diente, stellte das Saatgut als Hochzeitsgabe zur Verfügung. Da eine neue Scheune auf dem Hofe errichtet werden sollte, überließ er Franz für wenig Geld ein Stallgebäude, das im Wege stand, außerdem die Wurzelstöcke von 8 dicken Eichen, die Franz mit seinem Bruder im Winter rodete. So kam der Frühling. Doch die Frühjahrsbestellung mußte erst beendet werden.

Mariechen und ihre Geschwister hatten auch den Garten zu bestellen. Der gekaufte Schweinestall war bei der zukünftigen Wohnung wieder errichtet worden. Mit dem neuen Strohdach sah er fast sonntäglich aus. Der Öhm bei Mariechens Dienstherrn hatte unter Augenzwinkern erklärt, er müsse auch ein kleines Bienenhaus aufstellen, da Mariechen eine vorzügliche Bienenmutter sei.

Als alles soweit hergerichtet war, rückte Anfang Mai die Hochzeit näher. Im Heuerhause war schon das erste neue Leben eingezogen. Franz hatte aus dem Elternhause eine gute schwarzbunte Kuh bekommen, Mariechen als besondere Anerkennung ihrer Arbeit von ihrem Bauer vier muntere Ferkel. Der Öhm war stolz mit zwei Bienenvölkern angetreten.

Da die beiden jungen Leute fleißig gespart hatten, begannen sie ihren neuen Hausstand ohne Sorgen. Ja, es blieb noch etwas Bargeld übrig. Alle freuten sich am Glück des jungen Paares. Nur einer ging mißmutig umher, der neue Dienstherr. Sein neidisches Wesen ließ ihn alles in schiefem Licht sehen: Der neue Hausrat, eine Kuh im Heuerhaus wie er sie nicht besaß, dazu vier Ferkel und Bienen. Es ärgerte ihn besonders die neue Petroleumlampe, die damals gerade aufkam. Mariechens Bruder, der in der Stadt als Soldat diente, hatte sie als Hochzeitsgeschenk mitgebracht, und sie war allgemein bewundert worden. So beschloß der Bauer, seinen neuen Heuermann zu bremsen.

Nachdem der Hochzeitstag mit den Verwandten und Nachbarn vergangen war, trat der Alltag wieder ins Recht. Franz mußte seine Pflichttage auf dem Hofe ableisten. Mariechen hatte alle Hände voll zu tun in der Pflege ihres kleinen Ackers und der Betreuung ihres Viehbestandes. Jeweils eine Stunde am Morgen und Nachmittag hütete sie die Kuh am Wegrand, um die kleine Weide zu entlasten. Wenn Franz zu Hause war, zerkleinerten sie die dicken Eichenstubben. Mariechen schichtete das Brennholz hinter dem Hause auf und hatte ihre Freude daran, daß der Stapel bis an das überspringende Giebeldach aufwuchs.



Auf den Bauernhöfen war vieles anders geworden, der Flachsbaum fast verschwunden und mit ihm verschwanden die vielen dazugehörigen Arbeiten wie Jäten, Raufen und Spinnen. Auch eine Molkerei war entstanden. Sie ersparte das zeitraubende Buttern. Mühle und Bäckerei nahmen den Bauersfrauen das Brotbacken ab. Auf einigen fortschrittlichen Höfen brummte schon eine Dreschmaschine. Man erzählte, daß in Amerika Maschinen Gras und Korn schneller mähen könnten als zehn Mäher mit der Sense. Aber vorläufig blieb vieles noch wie früher. Die Ernte war und blieb die schwerste Zeit des Jahres.

Auf dem Hofe von Mariechens früherem Dienstherrn war der Öhm erkrankt, deshalb sollte die Schafherde abgeschafft werden, zumal, da wegen der Heidekultur die Weide weniger wurde. Franz und Mariechen erstanden zwei Schafe, um Wolle und Fleisch zu haben. Sie besuchten nebenbei den kranken Öhm. Der freute sich wie ein Kind. Er drückte ihnen immer wieder die Hand und Mariechen mußte versprechen, ihn wieder zu besuchen. Doch dazu kam es nicht mehr, denn 8 Tage später war er gestorben.

Mariechen hatte an der Beerdigung teilgenommen und ergriffen den Worten des Pfarrers gelauscht, der über die gute Tat und ihren Lohn schon hier auf Erden sprach. Franz und Mariechen waren überrascht, als der Herr Pastor am nächsten Sonntag auf sie zutrat und ihnen bedeutete: Sie möchten ins Pfarrhaus kommen. Er habe da mit ihnen etwas zu besprechen. Als sie eintraten, nötigte der Pfarrer sie zum Sitzen. Er lächelte verschmitzt und sagte: Er habe einen Auftrag des

alten Öhm zu erfüllen, der eigentlich Mariechen allein angehe. Es würde aber nicht schaden, wenn Franz dabei wäre. Danach nahm der alte Herr aus dem Schrank ein Sparkassenbuch. Dieses enthielt eine Summe von 150 Talern, fast 500 Mark auf Mariechens Namen. Auf einem angelegten Zettel standen alle Guttaten verzeichnet, die Mariechen dem Öhm und anderen erwiesen hatte. Der Öhm war wohlhabender gewesen als man gedacht hatte. Jede Guttat Mariechens war mit einer Spareinlage von einem Taler belohnt. Für das, was sie an Gertrud getan hatte, fand sie hier sogar zehn Taler eingezahlt.

Franz und Mariechen waren über die hohe Summe fast bestürzt. Als der Pfarrer seine Anerkennung und seinen Glückwunsch aussprach, mußte Mariechen weinen. Selbst Franz war dem Weinen nahe. Freudig erregt traten sie den Heimweg an. Nun durften sie sich mit dieser Summe und ihren Ersparnissen fast für reiche Heuerleute halten und sie beschlossen, dem Öhm ein dankbares Andenken zu bewahren.

Vor dem Dorfe lagen zwei kleinere Gehöfte. Das eine war eine Pächterei von 15 ha. Sie gehörte einem Sohn des Dorfes, der studiert hatte und in der Stadt wohnte. An der anderen Seite des Weges, auf seiner Landstelle, die größtenteils aus Pachtungen bestand, wohnte der Kötter Heinrich. Er galt als etwas linkisch und von verschlossener Art. Seine Frau und die beiden Kinder waren vor etwa 20 Jahren plötzlich verstorben. Seitdem hauste Heinrich einsam auf seinem Höfchen. Die einzige Freude bereiteten ihm seine Bienen. So kam er mit Mariechen und deren Imkerei zusammen und wurde von ihrem sonnigen Wesen angezogen. Sie sprachen oft über die Imkerei, zumal Franz sich ebenfalls dafür zu interessieren begann. Mit seiner Verwandtschaft hatte er sich überworfen. Sie suchte ihn immer zu übermeistern, was er nicht vertrug.

Bei emsiger Tätigkeit waren die Tage nach der Hochzeit schnell vorübergeflogen und schon die erste Ernte mit viel Mühe eingebracht. Die Arbeit auf dem Hofe nahm beide immer wieder in Anspruch. Der Bauer nahm auf die kleine Ernte der beiden Heuerleute wenig Rücksicht. Diese mußten ihre Ernte nach Feierabend bewerkstelligen. So ging es auch bei den Bestellungsarbeiten. Die erste Honigernte war ein Erfolg gewesen. Nicht allein für sie reichte es, sie konnten sogar davon abgeben.

Ehe man sich versah, war es Weihnachten geworden, und man benutzte die Feiertage dazu, um die nähere Verwandtschaft zu besuchen. Wenn Mariechen an den Winterabenden die Haus- und Winterarbeit beendet hatte, spann oder nähte sie beim Schein der Petroleumlampe. Sobald Franz heimkam, setzte er sich zu ihr ans Herdfeuer. Er kratzte ihr dann die Wolle fürs Spinnen, machte Körbe oder band Reisigbesen. Öfters kam abends auch der Kötter Heinrich, der Nachbar, oder der Großknecht vom Hofe. Dann unterhielten sie sich, bis es Zeit wurde zum Schlafengehen.

Als die Tage länger wurden, regte sich im Heuerhaus neues Leben. Mariechen schenkte am Fest Mariä Verkündigung einem rosigen Mädchen das Leben, das bei der Taufe den Namen der Mutter bekam. Mariechens Mutter als Oma behauptete, es könne das Mariechen von damals sein; so ähnlich sehe es der Mutter.

Auch im Stalle regte es sich. Die schwarzbunte Kuh brachte ein Mutterkälbchen zur Welt. Franz und Mariechen konnten sich nicht entschließen, es zu verkaufen. Sie wollten es aufziehen. Eine Sensation bot der Schweinestall. Hier war die Frau in ihrem Element. Drei von den Hochzeitsferkelchen hatten sie zum Eber gebracht,



und die drei Muttersauen brachten 22 muntere Ferkelchen zur Welt. Mariechen ging auf in der Pflege um all das junge Leben. Sie hatte die Freude, daß alles gut gedieh. Wenn Franz abends nach Hause kam, berichtete sie strahlend, was sie mit Kind, Kalb und Ferkelchen erlebt hatte.

Fast gab es eine Aufregung im Dorfe, als Franz mit 20 Ferkeln zum Maimarkt fuhr. Der Bauer hatte ihm sein Gespann verweigert, weil er, wie er sagte, selbst zum Markt wollte. So fuhr Franzens Bruder die Ferkel zum Markt. Im Gewoge des Maimarktes war Franz mit seinen Ferkeln bald von Marktbesuchern umringt. Da die Nachfrage nach Ferkeln groß war, kaufte ein Händler die ganze Schar für 18 DM das Stück. Als sie zusammen in die Schenke traten, staunten die dort anwesenden Bauern, darunter auch Franzens Bauer, als der Händler 15 blinkende 20 Markstücke auf den Tisch legte und noch 20 Silbertaler hinzufügte. Da sie Franzens Bauer als Neidhammel kannten, konnte einer sich nicht verkneifen zu sagen: Er litte jetzt keine Not; wenn er Geld brauche, würde es ihm der Heuermann bestimmt leihen. Der Gehänselte fluchte laut und verließ die Wirtsstube. Acht Tage noch dröhnte ihm das hönische Lachen der Berufskollegen in den Ohren. Franz zahlte eine Runde. Der Händler wünschte ihm Glück mit dem Geld und ging. Die beiden Brüder gingen ebenfalls. Als der Handel sich im Dorfe rundgesprochen hatte, konnte Franz bemerken, daß er in der Achtung der Dorfbewohner gestiegen war.

Zu Hause angekommen, legte Franz die Gold- und Silberstücke vor seiner Frau auf den Tisch. Da sie das Geld im Augenblick nicht gebrauchten, kamen sie überein, es zu den übrigen Ersparnissen auf die Sparkasse zu bringen. Der Bauer war nun der Heuerlingsfamilie gegenüber herrischer als zuvor. Aber Mariechen und besonders die Frau des Bauern, die die Schwäche ihres Mannes genau kannte, beredeten Franz, sich nicht daran zu stören.

Der Sommer neigte sich dem Höhepunkte der Ernte zu. Das Klingen der Sensen in den Wiesen war verhallt und das Heu eingebracht. Am Dienstag nach dem großen Margarethenmarkt zog Franzens Bauer mit fünf Sensen und den Binderinnen zur Mahd. Überall im Esch regten sich fleißige Hände. Auch Mariechen mußte, wie alle Heuerlingsfrauen, mit aufs Feld. Ihre jüngste Schwester Thresi war gekommen, um das Haus und das kleine Mariechen zu hüten. Thresi war 12 Jahre alt. Sie und die Großmutter der anderen Heuerlingsfamilie brachten die Säuglinge den beiden Müttern zur Frühstücks- und Vesperzeit im Wagen aufs Feld. So konnten diese dort ihren Mutterpflichten genügen. Der Bauer drängte, er wollte mit dem Mähen bis zum Wochenende fertig werden. Bei der großen Hitze kostete es Ströme von Schweiß. Während der Mittagszeit, wenn die Männer ihre Sensen dengelten, gingen die Frauen schnell nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen. Gegen acht Uhr abends gingen die Frauen endlich heim, um ihre Säuglinge und den kleinen Viehbestand zu versorgen. Dann kamen die Männer auch, um rechtschaffen müde das Lager aufzusuchen.

Ein Erntetag reihte sich an den anderen. Der Bauer wollte mit dem Mähen fertig werden, und der Samstag war ungewöhnlich drückend. Die Männer hieben flott ein, daß die Binderinnen kaum folgen konnten. Sie waren bei der letzten Gedreidefläche angekommen und glaubten, es bis zum Abend zu schaffen. Doch der Arbeitstag wurde länger als gedacht. 1/2 9 Uhr war es, und es dunkelte schon, bis die Frauen todmüde nach Hause gehen konnten, wo das übliche Pensum Pflichten auf sie wartete. Zudem war am anderen Tag Sonntag, und Mariechen wollte etwas vorarbeiten. Sie war mit den Hausarbeiten gerade fertig, als um 10 Uhr auch Franz heimkam.

Trotz der Müdigkeit wollte er noch die kleine Thresi zum 1/2 Std. entfernten Elternhaus bringen. Er mußte mit seiner Frau ja anderntags zur Kirche. Mariechen hatte Kartoffeln geholt, um sie inzwischen zu schälen. Als Franz eine Stunde später heimkam, bot sich ihm ein erschütternder Anblick. Seine gänzlich ausgepumpte Frau war beim Kartoffelschälen übermüdet eingeschlafen und vom Stuhl gefallen. Dabei hatte sie, ohne aufzuwachen, den Wassereimer mit den schon geschälten Kartoffeln umgestoßen und lag schlafend in der Wasserlache, die Wanne mit den ungeschälten Kartoffeln und das Schälmesser vor ihr auf der Diele. Zuerst auf das furchtbarste bestürzt, half Franz die Schlafende ins Bett und begab sich selbst zur Ruhe.

Bis er einschlief, sann er darüber nach, wie er hier Abhilfe schaffen könne, aber die Verhältnisse waren zu schwierig.

Am anderen Morgen hatte Mariechen sich zwar erholt, aber noch lag ihr eine bleiernde Müdigkeit in den Gliedern, als sie den Hausstand versorgte. Franz war zur Frühmesse, sie selbst wollte zum Hochamt. Der halbstündige Kirchweg ermüdete sie wieder so sehr, daß sie eingenickt war. Als der junge Vikar die Kanzel bestieg und die schlafende Frau sah, sagte er unmutig: „Nachbarin, stoß die Frau mal an! Sie hat ihre Schlafmütze noch nicht abgesetzt“! Wenn er die vergangene Woche mit auf dem Feld gewesen wäre, hätte er wohl gesagt: „Stört die Frau nicht! Sie hat die Ruhe verdient.“



Inzwischen nahte der Winter wieder heran. Der Ferkelaufkäufer hatte mehrmals bei den Eheleuten kaufen können, und deren Sparkonto war erheblich angewachsen. Eines Abends fand sich Kötter Heinrich mit einer Neuigkeit ein. Bei seinem Hause, angrenzend an seinem Grundstück, lag eine unkultivierte Fläche Land, etwa ein Malter Saat = 1,2 ha groß. Mit Krüppelföhren und Strauchholz bestanden, gehörte sie einem Bauernsohn, der nach Westfalen ausgeheiratet war. Am Nachmittag hatte Heinrich beiläufig gefragt, ob er einen geeigneten Käufer für die Grundstücke wisse. Er wollte hier verkaufen, um in seiner jetzigen Heimat günstig wiederzukaufen. Der Preis sollte 100 Taler betragen. Da habe Heinrich gleich an Franz und seine Frau gedacht und drei Tage Bedenkzeit erbeten. Nun redete Kötter Heinrich ihnen zu, riet, nicht lange zu überlegen, und empfahl sich, von beiden herzlich bedankt.

Franz besprach sich mit seinem Bruder, der ebenfalls zuriet. Also beschlossen er und seine Frau den Kauf, zumal die Kaufsumme nur ein Drittel ihres Spargeldes ausmachte. Franz ging zum Herrn Pastor, um das Geld bei der Sparkasse abzuheben. Dieser beglückwünschte ihm zu seinem Tun. Der Kauf wurde getätigt, und alsbald die Umschreibung und Bezahlung vollzogen. Nunmehr waren sie Heuerleute mit einem eigenen Grundstück. Viele freuten sich mit ihnen, aber es gab auch Neider.

Besonders der eigene Bauer konnte nicht glauben und verschmerzen, daß Franz und seine Frau in seinem Heuerhause zu Wohlstand gekommen waren. Er fragte sogar vorsichtig beim Herrn Pastor an, ob sein Heuermann zu dem Landkauf etwa Geld geliehen hätte. Dort wurde ihm lächelnd bedeutet, daß Franz gut und gern die gleiche Fläche noch einmal kaufen könne. Mißmutig zog der Bauer ab und erklärte dem Franz, daß er sein Gespann für etwaige Kultivierungsarbeiten nicht hergebe. Außerdem müsse er auf den Heuerparagraphen aufmerksam machen, wonach kein Dünger aus dem Hause auf hof-fremdes Land gebracht werden dürfte. Franz hörte sich das schweigend an und



meinte nur dazu, die Angelegenheit würde ohne Schaden für den Hof erledigt werden.

Von dem Tage an verbrachte er jede freie Stunde mit dem Ausroden des Gestrüpps. Zeitweilig halfen ihm seine beiden Brüder, und als das Frühjahr kam, lag fast die Hälfte der Fläche für die Einsaat des Gründüngers fertig. Beim Hause türmte sich ein großer Holzstoß. Für dessen Zerkleinerung benutzte Mariechen manche freie Stunde. Auch kam ihr Vater, um für einen Tag mitzuhelfen. Beide hatten Spaß daran, zu sehen, wie der Brennholzstapel wuchs. Er würde bestimmt für zwei Jahre reichen.

Als die Erntezeit wieder begann, nahm Franz eine Tagelöhnerin als Binderin. Nach der Erntezeit schlummerte nämlich ein kleiner Johannes in der Wiege. Anfänglich sah die Mutter nach dem Rechten, dann wurde Thresi zum Kindermädchen. Das Verhältnis zum Bauern hatte sich, von gelegentlichen Ausfällen abgesehen, wieder normalisiert. Im Herbst war ein Honigkäufer beim Kötter Heinrich gewesen und auch zu Franz gekommen. Da die Bienen in diesem Jahr schwer waren, hatten Franz und Mariechen über zwei Zentner Rohhonig abgeben können und ein rundes Sümmchen dafür erhalten.

Eines Tages war Mariechen allein zu Hause und mit Nähen beschäftigt. Zu ihrem größten Erstaunen kam der Bauer herein. Er sprach von diesem und jenem, bis der Honighändler erschien, um den abgeholten Honig zu bezahlen. Der Bauer sah, wie vor Mariechen ein stattlicher Betrag auf dem Tisch lag. Als Mariechen dem Honigkäufer eine Tasse Milch anbot, setzte dieser sich. Der Bauer aber stand auf, murmelte etwas von nicht stören wollen und ging. Der Händler sah ihm nach und bemerkte: „Ein widerlicher Kerl. Eben bei Kötter Heinrich hat er es genau so gemacht.“

Weihnachten und Neujahr gingen vorüber. Im Frühjahr hatte Franz die zweite Hälfte seines Besitzes vom Gestrüpp gereinigt und zur Gründüngersaat vorbereitet. Die erste Hälfte war im Herbst schon mit Roggen bestellt worden.

Kurz vor der Ernte starb im Nachbardorfe Franzens Mutter. Bei der Beerdigung trafen Franz und Mariechen auf Gertrud, die noch immer bei Mariechens Tante wohnte. Sie hatte im Frühjahr nach dem Weggange beim Bauern Gerd einem kleinen Jungen das Leben geschenkt und ihm den Namen Gerd gegeben. Inzwischen war er ein kleines Kerlchen geworden. Gertrud bot sich an, bei der Erntezuhelfen. Sie wollte zwei Wochen kommen. Mit Beginn der Ernte trat sie auch ihre Arbeit an. Sie erhielt von Franz den Lohn für den Tag und beim Bauern das Essen, solange sie dort half. Anschließend verbrachte sie im Heuerhause einige Tage und half dort die Ernte beenden. Der kleine Gerd war bei den Kindern gut aufgehoben und traurig, als er wieder nach Hause zurück mußte.

Es gab neue Saat, und eben vor dem Weihnachtsfeste flog ein kleiner Weihnachtsengel in die Wiege, der den Namen Franz empfing. Im Februar kam über manche Familie ein hartes Geschick. Die beiden Heuerleute blieben nicht verschont. Es lag tiefer Schnee. Da trat ein schlimmer Würger unter den Kindern auf, der Keuchhusten. Er suchte im Nu die Dörfer heim. Von den Kindern im Heuerhause erkrankten nur Mariechen und Johannes. Der kleine Franz blieb verschont. Mariechen glaubte, den Anblick der in fürchterlicher Atemnot mit dem Tode ringenden Kinder nicht vergessen zu können. Mit den Händchen in die Luft greifend, blickten sie die Mutter mit unnatürlich weit aufgerissenen Augen hilfesuchend an. Fast hätte die Frau eines Abends laut aufgeschrien, als der kleine Johannes bei einem fürchterlichen Hustenanfall graublau im Gesicht nach ihr griff und dann aufbäumend, tot ins Kissen zurücksank. Mariechen, das

kleine Schwesterchen, hatte das Schwerste schon überstanden, als das Brüderchen zusammen mit der vierjährigen Josefa aus dem Nachbarhause zum Friedhof neben der Pfarrkirche gebracht wurde. Vierundzwanzig kleine Grabhügel zeugten von der Geißel dieser Krankheit. In den Nachbarpfarren war es das Gleiche. Auch Gertruds Sohn, der kleine Gerd, wurde ein Opfer der Seuche.

Am schlimmsten traf es den Bauer Gerd. Er hatte im Frühjahr nach Gertruds Weggang eine auswärtige Bauerntochter geheiratet, viel zu gut für ihn. Vor der Hochzeit waren sie und ihre Eltern mehr von dem großen Besitz beeindruckt, als daß sie groß auf des Bauern unangenehmen Eigenschaften geachtet hätten. Gerd war brutal und trank. Schon kurz nach der Hochzeit behauptete das Hausgesinde, daß er seine junge Frau schlage. Sie hatten ein Zwillingspärchen, und die junge Frau erwartete ihr drittes Kind. Als nun der Würger durch das Land zog, wurde ihnen das kleine Mädchen genommen. Die Mutter war tief betroffen, da sie ihr Töchterchen abgöttisch liebte. Kaum lag das Kind auf dem Friedhof, als auch der kleine Gerd von der Seuche hingerafft wurde. Der Vater der abends betrunken heimkam, fluchte und lärmte. Er gab seiner jungen Frau, die längst mit ihrer Kraft am Ende war, die alleinige Schuld und setzte ihr so zu, daß sie zusammenbrach und vorzeitig niederkam. Ehe acht Tage vergingen, mußte man sie zu ihren Kindern auf den Friedhof betten. Der junge Witwer trieb es nunmehr noch ärger und hatte immer Händel. Als im Herbst die Jagd aufging, verunglückte er tödlich. Beim Übersteigen eines Grabens löste sich ein Schuß. Er traf so unglücklich, daß der Tod folgte.

Mariechen hörte von dem Ereignis und glaubte den fürchterlichen Fluch wieder zu hören, den Gertrud ihm damals mit gellender Stimme zurief. Einschließlich ihres eigenen Sohnes hatte sich dieser Fluch fast buchstäblich an Gerds Sippe erfüllt. Gertrud heiratete im selben Jahr einen dortigen Handwerker. Der hatte von seinen sechs Kindern drei an der Seuche verloren, und seiner Frau war das Herz davon gebrochen.

Einige Wochen vor der Ernte kam eines Sonntags der Kötter Heinrich zu Franz und Mariechen. Er berichtete ihnen, daß der Bauer ihr gutstehendes Getreidefeld eingehend besichtigt habe. Heinrich ahnte Böses und riet Franz, die Ernte von diesem Felde in seiner Scheune zu bergen. Er selbst brauche sie zur Zeit nicht und würde sie für wenig Geld überlassen. Dann erzählte er, sein Nachbar der Pächter, wolle im nächsten Frühjahr auswandern. Er möchte Franz und Mariechen überreden, die Pachtstelle zu übernehmen. Vorläufig wisse noch keiner davon. Die beiden aber scheuten sich vorerst, den Sprung zu tun, obwohl er lockte und ihnen immer wieder zusprach.

Die Ernte beim Bauern war mittlerweile in gewohnter Weise vollendet, auch die Ernte vom Eigenland mit Hilfe von Franzens und Mariechens Geschwistern in Heinrichs Scheune eingebracht. Die junge Kalbin der Heuerleute wurde zur Milchkuh, und Mariechen konnte jeden Morgen fast zwei volle Kannen Milch zum Abholen für die Molkerei an den Weg stellen. Das brachte im Monat ein hübsches Sümmchen, zumal die Magermilch wertvolles Viehfutter bedeutete.

In diesem Jahr hatte es eine ergiebige Eichelernte gegeben und Mariechen mit den Kindern viele Zentner des begehrten Futters für Schweine gesammelt. Sie lagen zum Trocknen auf dem Lehm Boden des Stalles. Eines Tages war sie mit dem Reinigen der Schweineställe beschäftigt. Die drei Sauen liefen draußen, damit sie bei der Arbeit nicht hinderten. Da kam der Bauer zu ihr mit harten

Worten, es gehe nicht an, wenn sie die Schweine zur Eichelsuche in seinen Hof triebe. Mariechen wollte erklären, weshalb die Schweine draußen liefen, aber der Bauer fertigte sie brüsk ab. So war sie des Abends noch dem Weinen nahe, als Franz davon erfuhr.

Wenige Tage später kam der Bauer und erklärte, sie sollten einen neuen Heuerkontrakt unterschreiben. In diesem stand geschrieben, daß die Heuerleute nicht mehr als eine Kuh halten sollten und nur eine Sau. Die Bienen seien bis auf zwei Körbe abzuschaffen und ihr Eigenland sei zu verpachten. Als Franz den neuen Vertrag durchgelesen hatte, wurde er sehr erregt und erklärte, mit dem neuen Vertrag habe es keine Eile, da der alte noch bis zum ersten Mai nächsten Jahres gelte. Der Bauer aber meinte, wegen der halbjährlichen Kündigungsfrist müsse der neue Vertrag schon vor Allerheiligen unterschrieben werden. Franz erwiderte, er brauche acht Tage Bedenkzeit, dann könne der Vertrag abgeholt werden, worauf der Bauer sich empfahl.

Nun wurde es Franz und Mariechen klar, daß sie die Pachtstelle übernehmen würden, wenn auch der Anfang nicht leicht sein werde. Am nächsten Morgen besprachen sie sich in aller Stille mit den Pächtersleuten. Die verrieten, daß sie schon im März des nächsten Jahres mit mehreren Verwandten auswandern wollten. Ja, sie machten sogar den Vorschlag, für einen angemessenen Preis das Inventar abzugeben. An einem der nächsten Tage fuhren Franz und Mariechen zum Besitzer der Pächterei, der in der benachbarten Stadt wohnte. Acht Tage später war der Pachtvertrag unterzeichnet. Für etwa 12 Hektar waren Pacht sowie Abgaben zu zahlen. Die Gebäude mußten instand gehalten werden. Ansonsten konnten die neuen Pächtersleute schalten und walten, wie sie wollten. Der Vertrag lief auf 12 Jahre. Er konnte im gegenseitigen Einvernehmen verlängert werden. Als ihr Bauer nun in der nächsten Woche wegen des Heuervertrages wieder vorsprach, erklärten Franz und Mariechen, der neue Heuervertrag würde nicht unterschrieben. Sie träten eine Pachtstelle am ersten Mai an.

Franz kam rasch mit dem auswandernden Pächter über den Verkauf der beiden Pferde und des landwirtschaftlichen Inventars zurecht. Er konnte die Summe bar bezahlen. Mariechens jüngster Bruder hatte sich als Knecht verdingen wollen und kam nun zu ihnen. Er freute sich, nicht bei fremden Leuten dienen zu müssen und besorgte mit Franz, soweit diesem beim Bauern Zeit blieb, die Herbst- und Frühjahrsbestellung. Als im März die Auswanderer ihre große Reise antraten, zog Franz mit seiner Familie ins Pächterhaus um. Vier Kinder wurden ihnen dort noch geboren.

Am meisten freute sich Kötter Heinrich über die neue Nachbarschaft. Die Pächtersleute nötigten ihn immer zum Sonntagsmahl, was er gerne annahm. Als Nachbar Heinrich einige Jahre darauf kränklich und hinfällig wurde, besorgten Franz und Mariechen sein Hauswesen. Mit Franzens Hilfe kümmerten sie sich auch um den verkleinerten Bienenstand, der ihm sehr am Herzen lag. Als er im nächsten Winter verstarb, machten die Verwandten große Augen. Der alte Heinrich hatte nämlich ein Testament beim Herrn Pastor hinterlegt, wovon keiner wußte. Franz und Mariechen wurden darin zu Erben bestimmt. Im Dorfe war des alten Heinrichs Testament lange Zeit ein Tagesgespräch. Viele freuten sich darüber. Man gönnte es den Pächtersleuten. Andere waren neidisch, besonders einer. Dieser konnte es nicht verwinden, daß die ehemaligen Heuerleute Franz und Mariechen fast zu seinesgleichen aufgerückt waren. Die nächste Generation dachte kaum noch über das Geschehen nach. Nachfahren von Franz und Mariechen leben heute am gleichen Platz.

# **Dat olle Burnhus**

VON JOSEF ALFERS

*Sämteihnhunnertdreiunfüftig -  
Mehr as vör tweihunnert Johr -  
Leet dei olle Bur mi richten,  
siet dei Tied staoh ik nu dor.*

*Kunn dat olle Hus vörtellen,  
Burenschicksaol, Burennot,  
Sägenrike Tied des Glückes  
Wesselten mit Tied der Not.*

*Eikenholt sünd mine Sporen,  
Ock dei Stänners stark un dick,  
Un dei Balken lang un stäwig -  
Glöw nich, datt dei böget sick!*

*Un Geschlechter kömen, güngen  
Ewig Wessel wiet und siet.  
Nu mot ick ock hier vörschwinnen  
Vör den Sturm der neien Tied.*

*Unnert Dack van Reith, so dichte  
As ne Haube, husen sei,  
Väle Generationen,  
Mann un Frau un Kind un Veih.*

*Mine dicken Eickenbalken  
Un datt dicke Dack van Reith.  
Neie Mensken willt nich bruken,  
Nich watt twee Johrhunnert steiht.*

*Un den Spruch vörn in den Gäwel  
Läset ji bold ock nich mehr.  
Kiener weit nao ein poor Johre,  
Wo datt hier bett sowiet wör.*

# **Besuch bei Karl Bunje**

VON HERMANN BITTER

Am 8. November 1977 vollendete Karl Bunje, der auch eng mit Cloppenburg verbunden ist, sein 80. Lebensjahr. Die Zeitungen – nicht nur Nordwestdeutschlands – brachten Würdigungen der Persönlichkeit und des Schaffens dieses neben August Hinrichs wohl beliebtesten, sicherlich aber meistgespielten Dichters von Komödien in niederdeutscher Sprache, unserer Muttersprache, „Kummedis up Platt“. Ein Buch des Altmeisters der plattdeutschen Sprache Dr. Karl Fissen heißt „Plattdütsk läwt“, Karl Bunje läßt es durch meisterlichen Gebrauch der Sprache in seinen Bühnenwerken recht lebendig werden. Es ist eine Freude, nicht nur sie zu sehen und zu hören, sondern auch, sie zu lesen.

Bunje ist geborener Oldenburger, er stammt aus Neuenburg, der Gemeinde



mit dem schönen Urwald und dem altem Schloß. In Wilhelmshaven besuchte er die Oberschule und trat vor dem Ersten Weltkrieg in Brake als Verwaltungsanwärter in den oldenburgischen Staatsdienst. Heute wohnt er „offiziell“ in Oldenburg. Dazwischen liegen schwere, aber auch fruchtbare Jahre. Kürzlich besuchte ich ihn in seiner Eigentumswohnung in Zwischenahn, in einem der hohen Häuser am Meer. „Ja, weißt du“, sagte er, „ich kriege ja oft Besuch von meinen Kindern mit Anhang, die wohnen dann hier. Sechs können zur Not wohl unterkommen mit Matratzen und so“, dabei zog er mit einem Griff das eingebaute Schrankbett aus der Wand. Vom Balkon aus hat man einen herrlichen Blick auf den See. Fünf Söhne hatte er, einer ist vor Jahren tödlich verunglückt, alle mit einsilbigen Namen wie Hans, Horst, Klaus, Gerd, Dirk, „dann kann man sie schneller rufen“, erklärte er mir, „fiev Jungs und fiev Büxen heff Mudder tou flicken . . . (ein humorvolles Gedicht aus den Cloppenburgern Tagen). Mit meiner Tochter, dem jüngsten der Kinder, war das natürlich was anderes, Frauleute darf man ja so kurz nicht rufen . . .“.

„Schreibst du noch?“, fragte ich ihn bei meinem Besuch. „Nein, nicht mehr, ich habe mich pensioniert“.

„Weißt du noch, Karl, wo wir uns kennengelernt haben? Das war in Rastede, dort wurde im Oldenburger Hof der ‚Etappenhas‘ von der Braker Späldeel aufgeführt“. Richtig, da spielte ich die Hauptrolle“. „Ich glaube, der große Erfolg des ‚Etappenhas‘ beruhte mit darauf, daß das Stück das Soldatenleben im Kriege mal von der humorigen Seite zeigte, wie es hinter der Front, in der Etappe aussah. Tragische Werke, Romane und Bühnendichtungen gab es genug wie ‚Im Westen nichts Neues‘ oder das englische Stück ‚Journey’s End‘ (‚Die andere Seite‘).

Und nun fing Karl Bunje an zu erzählen: „Dem ‚Etappenhas‘ liegen eigene Erlebnisse zu Grunde. Wir hatten aus der Offiziersküche mal ein Karnickel ‚besorgt‘, und das mußte ja irgendwie ersetzt werden. Das Vorbild für den schönen Ferdinand war ein Nachbarsjunge aus meinem Dorf, mit Namen Ferdinand, ‚n büschen dösig, aber sonst sehr ordentlich. Den traf ich in Belgien als ‚Schreibstubenhengst‘, geschniegelt und gebügelt, natürlich in Extrauniform. Und das flandrische Mädchen, das gab es auch. Nach dem hatte ich mit Erfolg die Augen vedreht und den Ferdinand dabei ausgestochen . . .“. Er schmunzelte recht vergnügt, („hei smulachede“, würde er schreiben) in Erinnerung an diese Zeit. Im März 1918 wurde er schwer verwundet.

Karl Bunje trat nach dem Kriege wieder beim Finanzamt Brake ein, das jetzt der Reichsfinanzverwaltung unterstand, war Steuerinspektor und Betriebsprüfer. Im Jahre 1921 heiratete er seine herzige, gemütvolle Frau Klara, eine Frau von mütterlichem Wesen. Bei der Zusammenlegung des Finanzamtes Brake mit dem von Nordenham, siedelte er nach dort über. Doch da sein Sohn Horst die Luft nicht vertrug, beantragte der Vater die Versetzung nach Cloppenburg. Hier fühlte er sich bald heimisch, daß er sich am „Tintenpott“ (Bült) ein Haus baute. Uns Süddoldenburgern ist er verbunden geblieben, entscheidende Jahre seines Lebens und seines Schaffens fallen in diese Zeit.

Auf der Schwelle des Hauses saß der „Handharmonikaspieler“ von dem Cloppenburgern Bildhauer Paul Dierkes in Stein geformt, der dem spielenden Knaben die Züge des Sohnes Hans gab. Der Künstler hatte ebenso viel Freude an der Figur wie der Vater, so daß er den Kopf nochmals modellierte. Als er einige Jahre nach dem Zweiten Weltkriege das Haus verkaufte – heute ist es Sitz des Staatlichen Forstamtes – nahm er den „Mundharmonikaspieler“ natürlich mit.



„Eine Frage, Karl. Nach ein paar Jahren bist du doch aus dem Staatsdienst ausgeschieden, hast eine sichere Stellung gegen eine doch immerhin nicht so gesicherte Zukunft aufgegeben. Warst du deiner so sicher? Sicher, daß du weiter fabulieren und schreiben konntest?“ – „Ja, ich hatte genügend Stoff und Ideen für weitere Arbeiten. Übrigens hatte der ‚Etappenhas‘ so viel an Tantiemen eingebracht, daß die Familie zunächst mal ohne Sorgen leben konnte. Außerdem mußte ich einfach Zeit zum Schreiben haben. Es war mir unmöglich, meinen bürgerlichen Beruf gewissenhaft auszuüben und sozusagen nebenbei, wie bisher, noch zu schreiben. Aber man wollte damals keine Finanzbeamten laufen lassen, die sich gern als Steuerberater selbständig machten und dann nicht für, sondern letzten Endes gegen das Finanzamt arbeiteten. Bei mir lag der Fall ja anders, und ich erreichte es schließlich doch gegen den Willen des damaligen Amtsleiters, zunächst für ein Jahr ohne Gehalt beurlaubt zu werden. Daß ich von der Beurlaubung auf direktem Wege eher erfuhr als er auf dem Dienstwege, erboste ihn natürlich. Wir sind dennoch als gute Freunde geschieden, er meinte, als Beamter sei ich ohnehin verdorben.“ In der Komödie „Familienanschluß“, die er in Cloppenburg schrieb, läßt er den gutmütigen Gerichtsvollzieher resigniert sagen: „Gerichtsvollzieher un Finanzbeamte dat sünd de unglückelksten Minschen van de Welt. Sehne, wenn ein annern Minsch sien Arbeit deiht, ein Handwerksmann of so, un he heff sien Arbeit gout maakt, denn freut de Lü dat. Wenn usereins sien Arbeit gaut maakt, denn argert sik de Lü blot. Meent Se, dat dat schön för us is?“ Das klingt fast wie ein Bekenntnis. „Der Etappenhas“ war für Bunje der große Durchbruch. Zur 10.000sten Aufführung, von der die Zeitung berichtete, gratulierte ich ihm mit einem kleinen Gedicht, das so begann:

„Teindusendmal Etappenhaos  
Den Dunner, Karl, maakt dat nich Spaß?“

Er wurde auch, wie mehrere andere Stücke, „Musketier Meyer III“, „Familienanschluß“ (hochdeutsch) verfilmt, sogar zweimal.

Die Cloppenburger Zeit war fruchtbar, in rascher Folge schrieb er sieben Komödien und ein Drama, darunter „Familjenansluß“, „De reine Waohrheit“ - uraufgeführt vom Hamburger Ohnesorg-Theater - und „Up Düvels Schuvkaor“, die alle einen Riesenerfolg hatten. Letztgenanntes Stück ist zeitgebunden, es beschreibt „de verdrehten Ti'en nao'n Krieg“ mit Inflation, Schwarzhandel, illegalem Schnapsbrennen. Er läßt deshalb die originelle Type Jan Spin einen „Vörsprök“ tun, „um den Alten das Gedächtnis aufzufrischen und den Jungen diese Zeit verständlich zu machen: De Hunger dreev de Lü över Land . . . beten Melk, Hand vull Tüffeln . . . dat Fett wör so raor . . . för Geld nich tou kriegen . . . nao'n Piep vull Toback leep Vadder twee Stunden . . . un har een maol Koffie un Tee antobee'n, denn kunn he de Düvel all tanzen sehn“!

Jan Spin ist auch die Haupt- und Titelfigur einer Sammlung von „Vertellsels“, die im Laufe der Zeit neben mehreren Hörspielen entstanden.

Karl Bunje beweist in seinen Bühnenstücken reiche Erfindungsgabe, Kunst der Charakteristik und Menschenkenntnis. Er versteht es, den Knoten zu schürzen und überraschend zu lösen, er hat das Gespür für das Bühnenwirksame und Bühnengerechte, dazu einen beglückenden Humor und schlagfertigen Witz. Das Theaterspielen lag ihm im Blut, er war Gründer und „Spälbaos“ der Braker Späldeel, hatte so Gelegenheit, seine Stücke zu probieren, vor dem „Etappenhas“ schon das Schauspiel „Desertörs“: „Dat wör'n Geschicht ut mien eigen

Familje. Anne Unnerweser spälde dei''. So hatte er sein „Handwerk'' von der Pike auf gelernt.

In dem guten Cloppenburger Klima entstand auch der „Kleine Zoo für große Leute'', heitere Verse von Karl Bunje mit bunten Bildern von Ernst Ohst, der in den ersten Jahren nach dem Kriege auch in Cloppenburg wohnte. Das Büchlein ist vergriffen und fand eine erweiterte Neuauflage – leider ohne Bilder – in „Zoologisches und Psychologisches''. Zeugnisse eines lächelnden Philosophen nennt es die Kritik, „Verse voll heiterer Satire und lächelnder Ironie'', wie etwa:

„Der Affe':  
Der Affe, der zu sehn im Zoo,  
Läuft frei herum auch anderswo.  
Da er bekannt ist weit und breit  
Durch seine Menschenähnlichkeit,  
Pflegt man um Irrtümer zu meiden,  
Durch Gitter ihn von uns zu scheiden.

Aber beiderseits der Gitter benimmt man sich so, daß  
„Ein leiser Zweifel uns beschleicht,  
Wer wem hier wohl am meisten gleicht.'

Oder wenn der im psychologischen Test in die Enge getriebene Prüfling auf die Fragen: „Wieso? Warum? Und was? Und denn? „... was täten Sie, mal angenommen Sie wären gänzlich ohne Kopf auf diese Welt gekommen?'' Die Antwort gibt: „Ik ließe mir'n Holzkopp bau'n und würde Psychologe''.

Im Jahre 1953, also nach fast 20 Jahren, zog Karl Bunje nach Sandkrug in das „Hus achtern Esch''. Als vor fünf Jahren seine Frau schwer erkrankte, zog er mit ihr in das Altenheim Zwischenahn, wo der Tod sie bald von ihren Leiden erlöste. In einem Programmheft des Oldenburger Staatstheaters zu der Komödie „Dat Hörrohr'' liest man in einem „Gespräch mit Bunje: ‚Wenn Se nu schrievt, wat för Platt schrievt Se? Dat van Hus, van Neeborg?'' – „Ick schriev meist dat Platt van Neeborg. Bloot dor is eens bi: De Grenzen werd nich ganz inhollen, und dor geiht mennig Woort över'n Tun. 'n Spraok is ja lebennig und so nähm ick ok maol 'n Woort ut de Cloppenburger Gägend.''

In dem Zwischenahner Gespräch mit Karl Bunje wurde manche Erinnerung aufgefrischt. Den Geschmack für gute Literatur hatte er von zu Hause mitbekommen, „Mien Vadder, he was Maolermeister - froiher wören de Bunjes Schippers - heff us as Kinner den ganzen Fritz Reuter vörläsen und Mudder ut Goethe und Schiller''. Damals gab es ja weder Schwafelkasten noch Pantoffelkino. Ich erinnere mich eines Abends in meinem Hause, wo Karl Bunje, nur unseren Frauen und mir, mit künstlerischer Empfindung Goethes „Der Gott und die Bajadere'' rezitierte. Er hatte diesen Abend vergessen, mir war er im Gedächtnis geblieben. Sein Verhältnis zum Niederdeutschen, zu „Plattdütsk'' läßt das Schlußgedicht in der Geschichtensammlung „Jan Spin'' erkennen, deren Anfangsverse heißen:

Plattdüsk is deftig as'n dägten Knust Brot,  
Man kannst den em bieten, denn smeckt he di got.  
  
Plattdütsk is week as de Immensang,  
is Bäckklockenlüden, is Hartensklang.

# Eugen Roth up Platt

VON HERMANN BITTER

Wer kennt ihn nicht, den schmunzelnden Anthroposophen und Kenner der menschlichen Natur, der im Grunde mehr tiefsinnig als heiter ist, obgleich er selber seine Verse „heiter“ nennt.

Man möchte es als eine Ironie des Schicksals bezeichnen, keine tragische, sondern eine heitere, daß der Münchner Dichter Eugen Roth mit seinen expressionistischen Gedichten und Novellen keinen Anklang fand, dagegen eine Gelegenheitsarbeit für den Münchner Fasching unerwartet den Durchbruch brachte. Sein Gedichtbändchen „Ein Mensch“ wurde zum literarischen Ereignis.

Der Münchner Literaturhistoriker und Dichter Curt Hohoff (aus Emden) sagte in seiner Gedenkrede zum Tode Eugen Roths (28. 4. 1976) vor der Bayerischen Akademie der Künste: „... er gilt als Humorist und war es auch, das Mißgeschick des Menschen, das Ärgernis ist die melancholische Seele seiner Poesie geworden ... ein altbayrischer Grantler und ein selbstloser Freund mit Interesse am Skurrilen und Liebe zur Wahrheit ...“

Er ist ein Virtuose der geistreichen Pointe, hält uns mit unsern allzu menschlichen Schwächen voll liebenswerter Ironie ohne verletzende Bissigkeit den Spiegel vor, in dem wir uns – aber gern auch den lieben Nachbarn – wiederzuerkennen glauben. Dies Allzumenschliche läßt sich auch auf Plattdeutsch sagen.

(Aus „Der Wunderdoktor“)

Up Platt (in freier Nachdichtung)

## Vorsicht

Ein Mensch, mit keinem Grund zur Klage  
Als dem der allgemeinen Lage,  
Klagt trotzdem und auf jeden Fall,  
Klagt herzlich, laut und überall,  
Daß jedermann sich überzeugt,  
Wie tief ihn Not und Sorge beugt.  
Wenn er sich nämlich unterfinge  
Zu sagen, daß es gut ihm ginge,  
So ginge es ihm nicht mehr gut:  
Der Neid der rasche Arbeit tut,  
Hätt ihn vielleicht schon über Nacht  
Um all sein Gutergehn gebracht.  
Drum hat der Mensch im Grunde recht,  
Der gleich erklärt, ihm ging' es schlecht.

## Vörsicht

Ein Mensk mit gaor kien Grund tou klaogen  
As jüst dei allgemeine Laogen,  
Dei klaoget doch up jeden Fall,  
Hei klaoget lut und överall,  
Dat elk ein glöwt, dat geiht üm läip,  
Dat Not und Sorgen bögt üm däip,  
Denn schull hei sick maol unnerstaohn  
Tou seggen, dat dö gout üm gaohn,  
Dann wör't mit Goutgaohn boll vörbi,  
Dat gönnt üm nümms, dat segg' ick di:  
Dei Mißgunst hadde över Nacht  
Üm drocke üm dat Goutgaohn bracht.  
Ick meen, so'n Menske heff doch recht,  
Dei fortsen seggt, dat göng üm slecht.

## Vitamine

Rasch bessern sich des Mannes Drüsen  
Genährt mit jüngeren Gemüsen,  
Doch schwieriger ist's wie man die Alte  
Verhältnismäßig frisch erhalte.

## Fitamine

So'n Keerl, dei werd gau rank und risk  
Wenn dat Gemöis is jung und frisk.  
Doch nicht so licht is't, wo de Olle  
Man ok so'n bäten krägel holle.

(Aus: „Der Wunderdoktor“)

### **Irrtum**

*Ein Mensch meint, gläubig wie ein Kind,  
Daß alle Menschen Menschen sind.*

### **Versäihn**

*Ein Mensk, de glöwt jüst as'n Kind  
Dat alle Mensken Mensken sünd.*

### **Der Urlaub**

*Ein Mensch vorm Urlaub wahrt sein Haus,  
Dreht überall die Lichter aus  
In Zimmer, Küche, Bad, Abort,  
Dann sperrt er ab, fährt heiter fort.  
Doch jäh zu hinterst in Tirol,  
Denkt er voll Schrecken: „Hab ich wohl?“  
Er steigert wild sich in den Wahn  
Er habe dieses nicht getan.  
Der Mensch sieht schaudervoll im Geiste,  
Wie man gestohlen schon das meiste,  
Sieht Türen offen angelweit,  
Das Licht entflammt die ganze Zeit!  
Zu klären solchen Sinnentrug  
Fährt heim er mit dem nächsten Zug,  
Und ist schon dankbar, bloß zu sehn:  
Das Haus blieb wenigstens noch stehn!  
Wie er hinauf die Treppen keucht!  
Kommt aus der Wohnung kein Geleucht?  
Und plötzlich ist's dem armen Manne,  
Es plätschert in der Badewanne!  
Die Ängste werden unermessen:  
Hat er auch nicht das Gas vergessen?  
Doch nein? Er schnuppert, horcht und äugt,  
Und ist mit Freuden überzeugt,  
Daß er – hat er's nicht gleich gedacht,  
Zu Unrecht Sorgen sich gemacht.  
Er fährt zurück und ist nicht bang:  
Jetzt brennt das Licht vier Wochen lang.*

### **Dei Urlaub**

*Ein Mensk vör'n Urlaub waohrt sin Hus,  
Hei denkt nao, dei Näsen krus,  
Dör Staoben, Kaomer, Köken geiht,  
Den Locus tou, dat Gas utdreiht.  
So föhrt hei los bit nao Tirol.  
Up einmaol denkt hei: Hebb ik woll?  
Und dorbi werd üm richtig mal:  
Heff hei ok wükdlich dacht an all  
Dat, wat dor noch tou maoken wör?  
Is ok woll tou de Kellerdör?  
Dor könt se rin, üm wat tou haolen.  
Dat meiste is al sicher staohlen!  
Hei süht de Dörens aopen wiet,  
Dei Luchter brennt de ganze Tid.  
O Herr, o Herr, is ganz egaol,  
Ik mott nao Hus, verdammt noch maol!  
Doch as hei kummt, dat Hus steiht noch,  
Und ok dat ännere geiht noch,  
Denn as hei drock nao baoben rennt,  
Nich eine einz'ge Lampe brennt.  
Wo is dat mit de Baodewann?  
Dat Waoter drüppelt, ment de Mann.  
Heff hei ok nich dat Gas vergäten?  
Hei is vör Not ganz aohnewäten.  
He lustert, snuppert, ögt und kick,  
Nä, allens let ganz ördentlik.  
Dat hebb ik mi doch fortsen dacht  
Segg hei, sik sülwst dorbi utlacht.  
Hei föihert trügg, kin bitken bang,  
Man nu brennt't Lucht veier Wäken lang.*

### **Versuch**

*So jemand leidet bittre Pein  
So flusse er sich selbst beein:  
Versuche, wie uns Weise lehren  
Durch Willen Zahnweh abzuwehren.  
Ob Wille siege oder Zahn,  
Kommt mehr wohl auf den letztren an.*

### **Kusenpien**

*Wenn du mal hest ganz dulle Pien,  
Denn räd di in: Du brukst nich lien.  
Mit Will'n so dauht dei Wisen lehren,  
Kann man sülwst Kusenpien afwehren.  
Man wekker starker, Will of Tann  
Kump meisttid up den Tann woll an.*



(Aus: „Ein Mensch“)

### **Das Auge Gottes**

Ein Mensch wähnt, in der fremden Stadt,  
Wo er Bekannte gar nicht hat,  
In einem Viertel, weltverloren,  
Dürft ungestraft er Nase bohren,  
Weil hier, so denkt er voller List,  
Er ja nicht der ist, der er ist.  
Zwar er entsinnt sich noch entfernt  
Des Spruchs, den er als Kind gelernt:  
„Ein Auge ist, das alles sieht,  
Auch was in finstrer Nacht geschieht!“  
Doch hält er dies für eine Phrase  
Und bohrt trotzdem in seiner Nase.  
Da ruft's – er möcht versinken schier –  
„Herr Doktor, was tun Sie denn hier?“  
Der Mensch muß, obendrein als Schwein  
Der, der er ist, nun wirklich sein.  
Moral: Zum Auge Gottes kann  
Auf Erden werden jedermann.

### **Gott's Oge**

Ein Mensk geiht dör'ne frömde Stadt,  
Heff dor nich äin Bekannten hatt,  
Ment, as hei staiht, so ganz verloren,  
Hei drüff sik in de Näsen bohren.  
Denn hier, so denkt hei, wor hei is,  
Wät ja kien Menske, well hei is.  
As Kind heff hei ja einmaol leert:  
„Min Jung, maok blot nich wat verkehrt,  
Ein Oge is, dat allens süht  
Ok wat in düstre Nacht geschüht!“  
Hei ment, so läip schall't woll nich wäsen  
Bohrt stillkens sick doch in de Näsen.  
Man dor röppt ein: „Wat maakt ji dor,  
Herr Doktor?“ – Hei wör, dat is klaor,  
Am läiwsten in de Erden sackt,  
As üm de olle Frönd ansnackt  
Nu mout hei, dei hei is, ok sien.  
Dei Kerl denkt sicher: „Hä se'n Swien!“  
Und dei Moraol: Dor kannste säihn,  
Gott's Oge werd'n kann jederäin.

(Aus: „Der letzte Mensch“)

### **Vorsicht**

Ein Mensch bei Nacht und Nebel hätte  
Geraucht gern eine Zigarette –  
Doch es gelingt ihm nicht – verdammt!  
Daß er das Zündholz recht entflammt.  
Fort wirft er's und fängt an zu fluchen:  
„Der Teufel!“, ruft er, „mag's versuchen!“  
Flugs zeigt der Teufel seine Kunst:  
Den Wald verschlingt die Feuersbrunst.

### **Vörsicht!**

Ein Mensk deiht Sigaretten söiken,  
Bi Nacht und Näwel äin' tou smöiken.  
Hei kump nich klaor mit dei Rietsticken,  
Verdammt noch maol! üm will't nich glücken.  
Hei smitt se weg, fang an tou flöiken:  
„De Düwel“, segg he, „mag't versöiken!“  
Dei maakt dat forts nao dat Verdammen  
Steiht boll de ganze Busk in Flammen.

### **Der Freigeist**

Ein Mensch warf Gott zum alten Eisen,  
Um sich als Freigeist zu beweisen,  
Ein Unmensch aber aus dem Schrott  
Zog den verworfnen lieben Gott  
Und machte daraus tausend Gottchen  
Im Auto baumelnd als Maskottchen.  
Der Mensch vertraut auf dies nun frech,  
Daß ihn es schütze – und sein Blech.

### **Dei Freigeist**

Ein Mensk smeeet Gott bi't ole Isen  
Üm sik as „Freigeist“ tou bewiesen.  
Ein Unmensch aober ut den Schrott  
Trück den wegsmäten läiwen Gott,  
Und dorvan mök he dusend Göttkes,  
Dat sünd int Auto dei Masköttkes.  
Frech ment de Dussel nu: So'n Glück.  
Dei waohrt nu mi – un ok min Blick.

# De Flickschauster

VAN MARIA HARTMANN

Domaols geev dat bi us in'n Dörpe ein Flickschauster, de wör immer'n poor Pennige billiger at de ännern. Dorvan har he'n masse Kunn'n. „De Russe“ sän de Lü tau üm. – De Krieg har ühm in us lütke Dörp verslaon, un us Herrgott möcht wäten, worüm he nich weer in sien Heimat trüggegüng.

Einmaol möß Naobers Lisbeth ehr Schauh nao den Flickschauster bringen - un ik güng mit.

De Russe seet ünner dat Lecht van ein smal Fenster, up sien Schausterbuck un slög Plungen in ein grot Stävelholzk. He keek blos einmaol kott up un mummelde - „einen Augenblick“ - un timmerde wieder. - So dichte bi har ik dat graove Gesicht mit den vörstaohn Backenknaoken noch släve nich seihn. De dichten Hoor wörn ganz glatt ut de leegen Stirn nao achtern kämmt. Mit'n grofftinnten Kamm - dor güngen brei Striepen dör. De Mund wör tausaoomknäpen, dat flacke Gesicht ohn' Utdruck - at ein Gesicht ohn' Läven. - Läven wör blos in sien starken, groten Hann'.

In de ein', de den Stävel pück - un in de ännern, de nao de Holtstifte greep un se mit'n Haomer so kitzke in'e Saohn kloppde, dat ik dor boll nich gägen kieken kunn. - Immer ein fasten Slag un ein lütken, sachten, dor achterher - „klopp, klopp-klopp, klopp.“ Ik keek verstaohlen in dat enge Huck üm mi tau. Dor wör nich väl tau seihn. - Ein Bauert mit blankputzte Schauh - tau'n Afhaoln farig, dorünner ein Hoop, de noch flickt weern mössen.

An de ännern Siet: ein Disk, ein Stauhl, ein Schapp, ein isern Kanonenaomt. - Up'n Disk stünd'n Köppken - un ein emallierte Kaffeekann, de al aorig afstött wör.

Ein Klennerblatt wör mit veier Zwecken an'e Wand drückt. Mehr fünd ik nich. - Doch - dor wör noch wat. Ik kunn't nich recht seihn un güng'n halven Tratt wieter.

Dor hüng'n Bild, in den ütersten Timpen, tüsken Schapp un Wand. Ein seltsaom Bild - aohn Raohm un nicht ünner Glas - in düster Farven holn.

Un ut de düstern Farven lüchde - nee - dor bleihde, at ein selten wunnersaome Blaum', ein smal witt Gesicht, dat meist ut Ogen bestünd. Ut zwei aovergrote, samtblaue Ogen. Un dat wör, at wenn ein lütket Lachen aover dat Gesicht trück un taugliek, in de Ogen Traonen stünn. Wör't ein Kinnerbild - ein Madonnenbild? - Aohn Straohlen un Hillgenschien?

Ik möch de traurigen Ogen nicht mehr seihn un dreihde mien Gesicht weg. De Russe greep jüst nao Lisbeths Schauh, bekeek se van all'n Sieten, smee se tau den groten Hoop un sä, aohn uptaukieken, mit'n afhackte, harte, frömde Stimm': „Donnerstack, Nackmittack.“ -

Ik mök, dat ik ut'e Dörn köm. Dor buten in de heiten Sünn aomde ik'n poormaol deip up.

Ik spürde immer noch de groten Ogen, van dat düster Bild in'n Rügge. Aobends, bi'n Diske, frög ik, of Vadder den Russen kennde. „Jao“, sä he, „van Anseihn woll - dat is'n armen, menskenscheuen Sonnerling“.

Ein armen Sonnerling! Wat schull ik dor mit anfangen? -

He güng manges aover'n Schaulplatz - de Sonnerling. In'n Sommer mit'n blaun Kittel, ünner sien Schausterschötten, in'n Winter drög he'n versläten Soldaotemantel, wor he sik swatte Knööpe upsett' har - un'n Pelzmüssen up'n Kopp.

He keek nich eis up Siet, un ik hebb nich seihn, dat ühm ein' gräuten dö, of'n Woort mit üm schnackte.

Bi't Gaohn steek he den Kopp un die Schullern nao vörn - at wenn he sik wor gägenstemmde.

Un immer mök he datsülwige, egaole Gesicht, aohn Rägung - aohn Läven.

Bett ik sien änner Gesicht seeg. - - -

Nachts wör de eierste Snei falln. - Ein Laoge witten, weiken Snei leeg up Hüser, Böhm un Straoten.

Dat wör in de groten Pause, at dor'n Drummel Junges, ünner Larmen, Juchen un Roopen anbösseln köm.

Se dreeven den Russen vör sik her. - Sneibäll' flögen - dröpen sien brein Rügge, de Schullern, de Bein, de Pelzmüssen. Un nu kreeg he'n Ball, de woll aorig hart wör, in'n Nacken - un at he sik verschrocken ümdreihde, ein' midden in't Gesicht. - Van ein Sekunn' up'e ännern farvde sik dat bleike Gesicht gleinigrot. De verknäpen Mund stöttde Luute ut, hart un wild, in frömmer Spraoke, de kien' van us verstünd. He trück sien Hann' ut'e Tasken, mök twei grote, runn' Füüste, wor de Knaökels witt utsprungen - und de Füüste güngen immer van nei'n aopen un tau - aopen un tau. -

At wenn he wat tau packen har, wat he würgen, drüüspeln, utlösen möß. - Un dor stünd wat in sien wiet aopenräten Ogen - wör't naokte Angst - de blanke Haß?

Upmaol wör de Spök vorbi. Dat seeg ut, at trück he'n Maske aover sien Gesicht, wat nu so witt wör, at de Snei, de up sien Müssen leeg. He keek üm sik tau, at ein', de deip ut'n Slaop kummp - stierde up sien groten Hann' un reev se up un daol, aover dat graove Manteltüch, at wenn he se reinwisken wull. - Vergrööv se in de Tasken, steek Kopp un Schullern nao vörn un güng hendaol.

De Bussen löten de Sneibäll, de se tau Isbäll dreiht harn, verlägen vor de Fäute kullern. -

Sietdem güng ik den Russen wiet ut'n Wäge.

Bett ik sien drütte Gesicht seeg.

Us Mudder har Sönndaogs ehr Gebettbauk in'e Karken vergäten. Wohrschienlik wör se all bi'n leßten Sägen mit ehr Gedanken in Huuse - bi de Kinner - bi'n Pott - bi't Veih. - Ik schull ehr dat Bauk geern, nao de Schaultied, ut de Karken haoln. Dat leeg in de tweitleßten Bank in'n Krüz. - Dat wör Harvstdag, un wi harn bett veier Uhr Schaul hat. De Karkdörn stünd so wiet aopen, dat ik dor man so dörslingen kunn. - De loutlose Stille, de alln Karken eigen is, greep all bi'n Weihpott nao mi. Ik trück mien Hölske ut un lööp up Strümpe dör den langen Gang. - So grot un wiet, wör mi de Karken noch släve nich vörkaom. - Das ewige Lecht scheen warm un rot van'n Altor her. Dör de hogen Buntglasfensters füllt de Harvstsünn' un löt de Farven lüchen, funkeln un straohlen. -

Ik böögde üm de leßte Bank tau, wor dat in't Krüz güng - un schrück tausaoomen. Do vöörn, an' Enn van de eiersten Bank, seet de Flickschauster - rägungslos, at de Steinfiguren an' Pieler. - De groten, foolten Hann'n, hüllt he wiet van sik af un keek hoch, nao dat Fenster, mit dat Bild, wor de verlorn Söhn, ut de Frömde weer trügge kummp nao Huus - verlumpt un afräten.

Wor he up'e Knei fallt un sien Hand vör't Gesicht hollt - at wenn he sien Daun un Drieven nich begriepen - sien eigen Schann' nich mehr drägen kunn. -

Vör üm staobt de Öllern, mit utbreite Armste, de Gesichter vuller Gautheit, Vergäven un Leive.

Ik greep nao Mudders Gebettbauk - „Myrthenblüthen“ stünd dor updrückt - un

mi wör, at hüllt ik ehr Hand, at ik up Tehnspitzen weer dör'n Gang lööp. – – –

De Tied güng hen. -

As ik eis nao John, so näbenbi, nao den Flickschauster frög - wüß man dor nich väl mehr van.

He har'n Tiedlang, uterhalv van' Dörpe, in so'n lütke Holtbude lävt. Schaulkinner ham'n üm dor eines Daoges dode funn' - buten vör de Döörn. -

Sönndaogs sitt ik geern in'n Krüz. - Ünner dat Bild van den verlorn Söhn. Un manges seih ik üm weer vör mi - den Flickschauster, den armen Sonnerling.

Ik seih aover blos sien leßte Gesicht - de ännern beiden will ik vergäten. Dorbi fülln mi einmaol zwei Riegen ut ein Gedicht in, wat wi domaols in'e Schaul utwennig leern mössen, un wat ik noch man väl laöter verstünd:

„Er war, was du bist - er ist, was du wirst.

Wir alle sind arg - wir alle sind Schächer.“

## Das Glück eines Junggesellen

VON MARTIN PILLE

Böse Zungen behaupten, Junggesellen seien sonderbare Käuze, hätten „Junggesellenallüren“, und die Hagestolze seien jedem Familiensinn und Familienglück abhold. Doch daß diese Typen unter den wohlachtbaren Junggesellen selten sind, und daß sie sogar überschwengliche Freude am Familienglück haben, das hat Franz im vorigen Sommer erfahren. Er besuchte seit längerer Zeit mal wieder seinen Berufskameraden Hermann im Nachbardorf.

Hermann ist ein eingefleischter, harter und ein schon etwas „später“ Junggeselle. Hermann braucht das auch nicht besonders betonen, man merkt es schon an seinem besondern „make up“. Jeder Besucher der Junggesellenbude merkt es auch auf den ersten Blick an der nicht gerade vorbildlichen Ordnung in seinem Wohnzimmer. Sein Schlafgemach hält er aus bestimmten Gründen stets verschlossen.

Seinem Kollegen Franz ist das alles bekannt, und er nimmt daran keinen Anstoß. Doch heute erregt der Fußboden in Hermanns Zimmer seine besondere Aufmerksamkeit. Nachdem Franz mit seiner Fußspitze verschiedene Skizzen in den „Fußbodenbelag“ gezeichnet und dabei festgestellt hatte, daß tief darunter sich auch noch ein brauner Ölanstrich befand, nahm er sich ein Herz und fragt: „Hermann, wann hast du denn das letzte Mal ausgefegt?“ Da lacht Hermann lauthals und sagt: „Glück muß ein Junggeselle haben, ik heff wat Lütkes krägen!“

Seinem Kollegen bleibt der Mund offen stehen. Doch Hermann fährt fort: „Das war so. Als ich neulich zum ersten Sonntag im Monat wie immer meine Stube fegen und den Besen vom Bodenraum holen will, da hatte doch ein Rotschwänzchenpaar in einem auf dem Bodenraum aufgestellten Kokosbesen sein Nest gebaut. Es hatte bereits fünf braun gesprenkelte Eier gelegt. So hartherzig konnte ich doch nicht sein und das schöne Familienglück stören. Es dauerte auch nicht lange, „dao kreeg ik wüßentlich wat Lütkes int Hus“. Jeden Tag besuche ich nun meine Einmieter, wir vertragen uns gut. Komm, Franz, ich zeige dir die vier niedlichen Jungen. Ich hätte nicht gedacht, daß man noch so „daomelig“ werden könnte“, gnikkert Hermann vor sich hin, als er auf den Bodenraum vorangeht.

Vorsichtig, auf Zehenspitzen geht Hermann an das Nest im Besen heran, und sein Gesicht strahlt vor Freude über soviel Familienglück. Da kommt auch schon



die Rotschwänzchenmutter und füttert ohne Scheu ihre Jungen. „Unter diesen Umständen“, meint Hermann, „kann ich doch unmöglich ausfegen, das ist doch höhere Gewalt.“

## **Dat will woll helpen**

VAN MARIA ROTTSTEGGE

Jan un Kathrin harn ehrn veertigsten Hochtiedsdag fiert. Morgens an'n Kaffeedisk leesen se in ehr Heimatblatt: „Das Jubelpaar erfreut sich einer bemerkenswerten körperlichen und geistigen Frische . . .“

Wat sünd uk veertig Johr in so'n Menskenläben, wenn se vörbi sünd! At se domaols hieraoden, harn se kien Melkmaschine un Meihdöscher, kien Radio un Fernsehen, kien Auto, nich maol'n Fohrrad.

Jan hat mit siene zwei Peer de ganze Landstä versorgt. Kathrin har mit Hushölggen, mit'n poor Keihe, Swien un Hühner naug tau daun hat.

Van Daoge stünd uk bi ehr up de Daol de grote Meihdöscher, vör't Melkveih de Melkmaschin un in'e Daogesstuv de Farwfernseher. De Söhn Ludwig har den Hoff öwernaahmen.

Ehrn veertigsten Hochtiedsdag harn se heller fiert. Al Naoberlüe un de grote Verwandskup harn dortau bidraogen. At de lesden Lüe van'n Hoff föhrden, steeg de Morgensünne achter de Wallhügen up. Se straohlde, at wenn se smüsterlachde.

Annern Daogs güng dat Jubelpaar dör de Ulenflucht öwer'n Wiskenpatt längs. De Roggen bleihde un'n sachten Wind streek dröwer hen. Alümlüttken blewen se staohn un keeken rund üm sik tau.

Up ehre lüttken Buree kun'n se woll stolt wäsen. Se hüll'n sik bi de Han'n, at se bi de Knubbelwähn ankömen, de dor uk al vör veertig Jaohr staohn har. Se was mit de Tied gries un strubbig worn, dreef ower al Jaohr wedder frisk ut. Jan güng'n paor Trä up den Boom tau, püek siene Kathrin bi'n Arm un mennde:

„Weeßt noch, Mudder, hier häst vör mehr at veertig Jaohr den eisten Säuten van mi krägen!“

„Wo kunn ik dat woll vergäten“, segg Kathrin, „un nao usen groten Fierdag kun'n wi dat jao noch eis versäuken!“

Jan lööt sik dat nich tweemaol seggen. He drückde siene bättere Hälvde, dat se tauhop schudderde.

„Du leiwe Tied, Vadder“, rööp se unter Puus, „dat schütt mi van Daog jao bit in'n Lüttken Tehn!“

„Jao“, gnichelde Jan, „vör veertig Jaohr stünds du uk nich mit't Achterpand an'n elektrischen Weidetuun!“

## **Anschmeert un trüggschmeert**

VAN HEINZ STRICKMANN

Dat Jaohrbauk van den Heimatbund, dat ik nu al enkelt Jaohr verkoop un verdriew, hef sine Frönde funnen. An't Ende van't Jaohr, wenn ik rund goh, teuwet heele masse Heimatfrönde up dat Bauk. Dat freiht mi dann jümmers un et steiht dr ok väl Neies un Oldet in dat moje „Oldenburger Münsterland“ in.



Einer, ok 'n echten Oldenborger, de köfft dat Bauk nich. He is tau knikkerig. Eierste schmeere he mi an un sä: „Laot dat Bauk man liggen, ik kiek et döer un dann segge ik di, of ik et haollen will“. Ik löt et twei Jaohr liggen un he lees et döer un sä dann tau mi: „Kanns wedder mitnahmen, föer mi is nix dr in“. Un de so hannelt, dat is de Wirt Heini Kruuskopp.

Verläden Jaohr heff use Jan Beuker verköfft; he wull ok wat föer den Heimatgedanken dauhn. Man he is nich bange un so güng he uk na den knikerigen Wirt Heini Kruuskopp un wat meenst? De heff 'n Bauk köfft.

Dat wöer so kaomen: As Jan in de Pinte köm, stünd Heini achter'n Treesen un frög: „Wat wullt du dann?“

Jan sä, dat he Beuker verkoopen wull, un Heini frög na den Pries.

„Teihn Mark“, sä Jan, un Heini geef üm teihn Mark, nehmt dat Bauk un güng na achtern. Jan harr noch 'ne rostrige Mark in Tasken un so as Jungs sind, nehmt he dat Geldstück üm et tau vermehren un schmeert et in den Späalautomaten.

Mittlerwiele kump Hanne, de Wäatsfrau in'n Schankraum un frög nu ok: „Wat wullt du dann?“

„Ik, ik, will Jaohrbeuker verkoopen.“

„Wies maol“, sä Hanne. „Wat kost dat Bauk dann?“

„Teihn Mark mot ik doerföer hebben, steiht aower ok heel masse in.“

„Dann loat et hier“ un Hanne geff üm teihn Mark.

„De heb ik aower anschmeert“, dachde Heini un seeg tau, dat he Land gewünn. As Hanne dat Bauk döerblöre, köm Heini wedder in'ne Kneipe, un Hanne sä: „Kiek, wat ik köfft hebbe, nu heff wi wat tau Läsen.“

Heini schööt de Klöre in't Gesicht, un he frög: „Du ok?“

„De Deuker heff us beide anschmeert un ein Bauk andreiht, denn will ik helpen.“ Nu würd ok Hanne eenklörig.

Heini röp sinen Söhn Kalli un segg tau üm: „Feuher maol drocke de Langenstraoten na, un wenn du Holtkempers Jan sühst, segge üm, he schull up Stä na mi herkaomen.“ Kalli schwümg sik up sin Moped un neihde los.

Ah, doer lööp Jan.

„Jan, du schullst up Stä na use Pappen kaomen“, sä Kalli.

„So? – Wat will he denn?“

„Weet ik nich. Man he wöer upgeregt un mi schinnt de Saoke ielig tau wäsen.“

„Ach wat“, schmeert Jan in. „Ik weit woll, wat he will. Hest du teihn Mark in Tasken?“

„Jo“, sä Kalli, „man wat schall dat?“

„Jaue Pappen, de will van mi ein Jaohrbauk koopen. Gäw de teihn Mark her, dann kanns dat Bauk mitnahmen, un ik bruk nich trügg.“

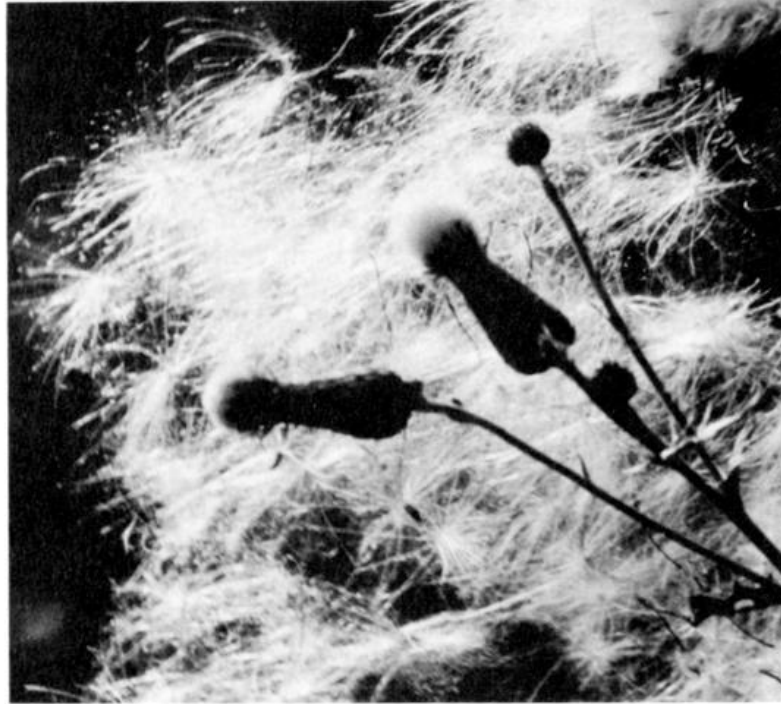
So möken de beiden dat dann ok.

As Kalli nu trügg köm un nich ohne Stolt sinen Vadder dat Bauk präsentert, würd de bannig vergrellt.

„De Junge heff us dreemaol anschmeert. Man doer schall sin Vadder noch achter kaomen. Nu schmeerr wi trügg.“

Un ik – de Vadder – köm doer noch achter. As ik bi mine echten Heimatfrönde köm, üm ehr dat neie Jaohrbauk tau bringen, säen de tau mi: „Wi hebbt doch al ein van Kalli Kruuskopp köfft. De köm un bröchde de Beuker in dinen Updrag. Geld heff he ok kassiert. Stimmt wat nich?“

„Jo, jo, doer stimmt alns“, sä ik, un so heb ik dat Jaohr wedder jüst soväle Beuker verköfft as al de Jaohre vödem. Nienig Stück mehr.



## Ehr sülvern Fracht

VAN ERIKA TAUBER

*Een Distelplant  
kiek wi nich an!  
Wat is denn an  
so'n Distel dran?  
Se piekt us mit  
ehr Stachelkleed.  
Wi mögt ehr nich.  
Deiht us nich leed.  
Doch se waßt stolt,  
- ok dör Asphalt!  
Un jede Ritz gifft  
ehr noch Halt!  
Se bleiht as dull,  
Tagfalter swöögt.*

*Se steiht so piel,  
ok wenn se drögt!  
Un kiek, dat riept  
bold över Nacht.  
Nu wiest se us  
ehr sülvern Fracht!  
Ehr sülvern Fracht,  
de seilt dorhen.  
Mit Disteln is't  
noch nich to Enn.  
Väl Distelsamen  
danzt un sweevt,  
de oole Plant  
vergeiht, - hett leevt!*

# Dat schöne Geld

VAN ERIKA TAUBER

Besöök har sik anmeldt - un Leni Mertens wisch, schrubb un polier, dat ehr Mann ganz gnäsig utkäk. „Mutt dat sien?“ frog he een över dat annere Mal. „Dat mutt sien!“ sä Leni un rüch noch ehr Geranienpött in dat rechte Licht. „Jochen bringt doch to'n erstmal sien Brut mit. Schall de denken, wi sünd niks un wi hebbt niks?“

„Nee, nee, Leni, wenn us Jung ok al teihn Jahr in de Stadt wahnt, he is doch nich een Spierken anners worrn! Is he us frömd?“ frog Jan.

„Nee, gottloff nich!“ Leni streek de Teppichfransen glatt. „He is'n reellen Jung bleeben, de noch 'n Hart för siene Öllern hett! Un dorüm schüllt de beiden ok in de Stuuw sitten. Fүүr will ik ok glieks noch anböten!“ nikkopp Leni. Se eih över de feinen Kacheln van den grooten Aben: „Glieks, wenn ik de Swien foert heff! Du, Jan, kannst du na'n Ätenspott kieken? Dat dat man nich anbrennt!“

„Is good!“ brumm Jan un dach: „Richtig glücklich hett mien Leni utkäken, as se över de feinen Kacheln van us Kachelaben eih hett. Richtig glücklich. Ik will ehr vandagen ok een Freid maaken!“ Jan stünn dor un överlegg. Nee, so eenfach weer dat nich mit dat Freidemaaken, Köök, Garn, Höhner und Swien harr Leni ünner sik. Dat weer ehr Rebett. Wenn annerseen dor rinmengeleern dee, denn kunn sien leeve Leni düchtig fünsch warnn.

Jan överlegg. Holt stopp, he harr't! Wull Leni naher nich noch den Kachelaben anböten? Dat kunn he doch maaken. Denn weer dat al richtig komodig warm, wenn se naher van Stall rinkeem, un se bruk sik nich mehr so aftomachen. Jan käk noch gau na'n Ätenspott und kräg sik de Rietsteeken van't Kökenschapp. He luster na'n Stall hen. Ja, sien Fro weer dor noch an ramen-tern, sleep woll noch de vullen Swiensemmer na'n Swienstrog. Och ja, licht harr sien Leni dat nich, dat wüß ok Jan.

Leni Mertens weer glücklich as lang nich mehr. Ehr Jochen harr een Brut. Dor harr se lang up luurt. Nee, nee, se stunn nich dor mit leddige Hannen, harr düchtig spart up dissen Dag! Jan wüß dor niks van af. Keerls brukt ja nich allns to weeten. Jümmer mal van Eiergeld wat wegleggt, 'n bäten schieren Schinken verköfft, van dat Hushaltsgeld wat afknappt! Lange Jahrn harr se spart. Toerst harrn sik de Groschens un Markstücke in de oole Zuckerdösen ansammelt. As dat Schiens weern, kemmen se ünner de Matraz. Man dor weer ehr dat mit de Tiet nich seeker nog, harr man nich al van Müüse hört, de . . .? De Zeitung harrn ok 'n Bericht brocht, dat Müüse Geld anknabbert harrn, un ehre Leser wahrschaut, se schulln allns na de Bank henbringen, Leni schüttkopp, wenn se dor an dach. Dat schöne Geld na Stadt henbringen? Nee, se wüß een bäter Versteck. Letzten Mai harr se de Schiens bündelt un ganz ünner in'n Kachelaben packt. Dor krägen de Müüs dat nich to faat. Se moß dat Geld glieks, ahn dat ehr San dat marken dee, rutnehmen, - ehr groot Geschenk för Jochen un sien Brut. Jungedi, schulln de Ogen maaken. Dor frei se sik al den ganzen Dag up.

Leni Mertens flei ehr Holschen rut un steeg in ehr Puschen. Nu wull se erstmal kieken, wonem ehr Jan weer. De Arfken un Wuddeln mit den Swiensbraden harr he ja woll sachs nich anbrennen laaten? Nee, dat weer allns up Schick. Ok



dat Hohn in Pott weer gar. „Denn is he buten bi'n Schuppen, holt Törf. O, heff ik een Glück, nu kann ik gau an mien Geld!“ Leni maak de Döör van de Wahnstuuw up un - nee, nee, dat kunn doch nich angohn. „O Jan, wat hest du dahn!“ reep se. „Jan, wat hest du maakt?“

„Füür!“ sa Jan breet mit'n Grientje un stell den Törfkorv af. „Kiek, wo moie dat brennen deiht. Will glieks na wat nasmieten!“

„Hest du den Aben denn reinmaakt?“ frog Leni. „Weer dor niks mehr in?“ „Wat du blot hest!“ sä Jan verwunnert. „Hest doch sülben dohn in Mai. Dat weet ik för wiß. As unklook weerst du mit den Kachelaben togang!“

Leni leet sik up' Stohl sacken.

„Is di nich good?“ reep Jan. „Ik segg ja, hest di wedder väl to dull afplaagt mit dat dösige Saubermaaken. Dorüm wull ik di ok een Freid maaken!“

„Een Freid maaken!“ Leni slöög de Hann för't Gesicht. Och, wenn se doch snacken kunn över dat Geld, dat nu nich mehr dor weer. Wenn se doch ehrn Kopp an Jan sien Bost leggen kunn un dat rutschrein, denn weer ehr lichter to. Man se kunn't nich. „Kien Geschenk!“ sä se mit bewern Stimm. „Kien Geschenk!“

„Och Leni, wenn't dat is, dor wees man nich trurig üm!“ reep Jan un strahl över dat oole Gesicht. „Ik heff spart!“

„Wat hest du?“ frog Leni, ehr Stimm weer al wedder wat faster, de Farw keem in ehr Gesicht trügg, se käk Jan vull an!“ De dreih sik un meen: „Na ja, weer villicht nich ganz recht, dat heemlich to dohn, Harrst ok mal'n Kleed of Mantel nödig, 'n Paar Schoh. Heff mi dat van Mund afspart - för Jochen, versteihst mi?“ Leni nikkopp un Jan wunner sik. Uppregt frog se: „Hest dat Geld doch nich in'n Strump? Du, dor geiht dat verlustig!“ Jan begösch ehr: Dat liggt up de Bank. Is good anleggt. Tööv mal!“ He gung in de Slaapkamer un broch dat Bankbook. „Hier!“ sä he fierlich un pack dat Leni in de Hannen. Se käk de Tallen an, een, twee, drie Nullen achter een Fief! „Ochott, soväl?“ Se kunn dat nich glöben.

„Solang, as he dor is, heff ik spart! Ün mien gröttste Freid: he is good inslaan!“ sä Jan un käk up de Klock!“ Leni jump in de Höcht: „Glieks kummt he mit sien Brut! Ik mutt ja noch na mienen Appelpoken kieken!“ As se dat Bankbook trügglang, streek se em sacht över de rugen Hannen. „Dat schöne Geld!“ sä se. Leni kunn nich dor gegen an, nu keemen ehr doch de Tranen. Gau gung se rut. Frons sünd doch wunnerlich, dach Jan. He smeeet gau noch een Torfsoden in den feinen Kachelaben.

An de Buutendöör pingel dat. De Besöök weer dor. Jan pack dat Bankbook up de Kommod un luster. Warm leep em dat över't Hart, as he de Stimmen hör, de nöger keemen.

Sien Leni kunn al wedder lachen. „Vandagen is se doch heel verdreih!“ dach he un schüttkopp. „Hett Lachen un Weenen in een Pott - un allns blot wegen dat schöne Geld, dat ik spart heff! Oder kummt se al in de Jahn? Wenn ik dat man wüß!“

# Hunnewupp, Winnewörp, Winnworp, he hett väle Namen

VAN ERIKA TAUBER

As Kinner gungen wi geern up Jagd! Nee, nich mit'n Püster! Wi fungen allns mit de Hand, wat wi för'n Naturkundeünnericht bruken kunnen. Erich weer dor jümmer mit bi. In de School seeten wi Siet an Siet; he in de linke Bankrieg, ik in de rechte. Wi passen good up, dat wi usen Platz beholln kunnen. Gott bewahr us vör schlechte Noten.

Wi Kinner wüssen jümmer, wannehr de Winnewörp Bulten smieten dee. Erich stünn denn al prat mit'n Spaden. Ik moß togriepen, wenn de „Swatte“ keem.

An dissen Dag harr wi Glück. Ik kreeg den Muulworp tofaaten. Vål kieken kunn he nich mit siene lürlütten Oogen, de blot dat Düster kennt - man bieten! - Ik keem dor gar nich so gau achter, dor hung he al fast an mienen Dumenballen. Gau reet ik de Hand hoch, schüddel as unklook, smeet mi sülden in de Luft - he holl fast, de swate Gesell!

„Een Prachtkeer!“ reep Erich. „Meist 18 cm lang! De Steert is man wat minn; aber dat Fell! Dicht un week!“ He eih dor mal över langs un vergeet rein, dat dat Deert an mien Hand bummeln dee. Erst as mien Bloot sutsche up siene Schoh daldrüppeln dee, dor verschraak he sik.

„Deiht weh?“ frog he un wull den Hunnewupp van mi afrieten.

„Erich, he bitt faster to! O, dat kellt, dat kellt!“ reep ik. Nu bewer mien Stimm doch. Erich begösch mi: „Villicht denkt de Swatte, du weerst een Regenworm . . . oder 'n Snirg? Kien weet? Gefallt he di?“

Ik moß nikkoppen un snucker doch: „Aber so . . . mit em rümloopen . . . dat, dat kann ik nich!“

„Nee? - Schad! So harrn wi em good na School henkreegen!“ Erich överlegg. Denn trock he mi hen na Oltmann's Hoff. Dicht bi'n Huse stünn een Pump. „Holl dien Hand dor gau ünner!“ meen mien Macker. He hung sik an den Pumpenswengel. Wo verjag ik mi, as dat kohle Water up mien Arm dalsuusen dee. Winnewörp, de bi dorhen so tru an mi hungen harr, ok! He leet sik falln. Klatschnatt, as he weer, wull he sienen Pelz retten. Paar Jungs, de dat spitz kreegen harrn, leepen achter em an un bölkden: „Slaat em doot! Slaat em doot!“

Erich weer gauer. In Laopen reet he siene Jack rünner, barg den klatternatten Muulworp un lang em in sien Jack to mi her. Ik knütt allns in mien Schört tohoop un sä: „Dor sitt he good! Nu kann em nüms wat dahn!“

„Kriggt he ok nog Luft, us Lütt?“ frög Erich un leeg de Hannen up dat Büdelwark. He keek gar nich na de Jungs, de böse aftrocken un bölkden: „Speelverdarber! Speelverdarber!“

To mi sä Erich: „Du moßt de Wunn utsuugen, dat is bäter!“

„Ik bün doch nich van een Slang beeten worrn un giftig bün ik ok nich!“ reep ik argerlich. Man - denn dee ik dat doch. Erich sien Vadder weer ja Doktor - un sien Söhn moß dat ja weeten. Brrr - dat smeckde ja gräsig: Sand un Bloot! Aber ik har dahn, wat ik kunn. Un dat sä ik ok. „Nee, noch nich allns!“ meen Erich. Wi hebbt noch nich allns dahn!“

Ik wüß nich, wat he wull.

„Us Winnworp, us Hunnewupp is doch so'n tapferm Keerl, meenst nich ok?“ frog he. Ik nikkopp. Erich harr recht. „Wüllt wi em nich freelaaten?“ frog de Jung. Ik strakel över mien Schört langs un kunn den Muulworp dor ok ünner

föhln. Dat lett meist so, as harr ik dor 'n natte Ratt. „Ja, wi wüllt em freelaaten! To, Erich, tüdel gau dat Band los!“ Un denn keeken wi beide to, wo de „Swatte“ sik ut dat Büdelwark rutwöhl, dalplumps, paar Träe leep un denn sien spitze Snoot glieks in Grund steek. He sett siene Schüffeln in Gang un fung an to graben. Na'n knappen Ogenblick weer he weg - rin in de düstern Eer. Wi stünnen dor un keeken. Dor, de Grasnarbe breek langsam ut'nanner - as in „Zeitlupen-tempo“, krömelige Eer böög sik hoch, de erste Winnewörpsbulten weer dor! „Fein!“ reep Erich un frei sik. „He is heel un deel gesund!“ „Of he de annern dor ünnen nu glieks allns vertelln ward. Na de Bulten to reeken gifft dat dor ne ganze Masse van diese Deerter!“ överlegg ik. Man mien Macker meen: „Nee, jeder is dor ünnen för sik alleen. Is'n Einzelgänger as us Lehrer seggt!“ „Nich jümmer, Erich! Van März bit Mai, denn söcht de Hunnewupp Sellchupp. Hest dat verslaapen?“ Erich wink af: „Dat tellt nich. Is doch blot, dat se sik paart! Us Winnewörp, de blifft al de anner Tied vör sik alleen!“ „Schad, nüms to hebben, de to een hört, . . . nüms!“ anter ik un holl gau mien wehe Hand an'n Mund. Weer meist so, as wenn mien Hart dor nu in puckern dee!

## Allerseelen-Licht

VAN SEFA TINNERMANN

*Ein tröstlik Allerseelen-Licht  
brennt för de Mudder, för't Kind.  
Nu stigg de Näbel gries un dicht.  
Sacht schwankt de Ampel in'n Wind.*

*Dat Licht schickt einen frommen Gruß,  
un still eine Traone rinnt.  
De Seelen sünd ja längst tau Huus,  
dat Ewiglicht ehr all schinnt.*

*In fremden Land, so wiet, so fern,  
dor dräwelt de Schnei woll dicht.  
Stah äöwer Vaders Graff ein Stern  
as treu Allerseelen-Licht?*

# De Vaogelbeerboom

VAN SEFA TINNERMANN

*Den hogen Vaogelbeerenboom,  
den heff ik ja so geern.  
He steiht dor günn an'n Waldessoom  
un lücht't van duusend Beern.*

*De Beern sünd as Rubinen rot,  
gleiht dör dat dunkle Greun.  
Mi drückt, ik har bi usen Soot  
as Kind den Boom al seihn.*

*Dor stünd 'ne lüttke, witte Bank.  
Wat scheen de Sünn' doch lecht!  
De Vaogelbeern wörn rund un blank  
as Perlen dör un echt.*

*Un is't uk nich de glieke Boom:  
He schickt Erinnerung her.  
Ik seuk üm manges noch in Droom  
un finn sien Stää nich mehr.*

# Dat Draußelnest

VAN SEFA TINNERMANN

Nu sünd alle Vögel fliedig. Se fleigt hen un her, dräägt Strohspiers un Eernklümpkes in'n Schnaobel, dat se ehre Nester trechte kriegt. Darbi hebbt se doch noch väl Tied, frisk un munter tau singen. - In de Spitze van use himmelhoogen Berken fleit't eine Schwartdraußel ehre fraidige Strophe, de mi so wünnersaom anröögt.

De Tied faalt van mit aff, glitt wiet, wiet trügge. Vör mi steiht ein Bild, klor und düütlick: Fief Johr was ik old. Use Gorn leeg hell in de Maiensünne. Vader nöhm mi bi de Hand un hüllt den Finger an den Mund: „Pst, ik will di ganz wat Feines wiesen!“

Wi güngen up Tehn'n-Spitzen dör den Gorn. An'n Ende, dicht vör den schmalen Graoben, stünd ein Appelboom. Siene mächtige Krone was mit wittrosa Blütensteern'n aowersait. Tüsken den dicken, twillden Stamm lähnden sik de Viezebohnen-Stickeln van vöriegen Herwst.

Vader börde mi hoch un flüsterde: „Süsst du dat Schwartdraußel-Nest dor in de Stickeln?“ Mi kööm dat so fierlick vör, as wenn ik in de Kerken was: Dann seeg ik dat feine, runde Nest mit den schwarten Vaogel drup. De bleef ruhig sitten, hüllt dat Köppken scheif un keek mi mit siene blanken Oogen groot an.

So geern har ik einmal äower de glatten, siedigen Fern'n straekt! Vader settde mi vörsichtig up de Eern. Ik stünd as in Droom un kunn nicks seggen. Mien Kinnerhart was randvull von Staunen un Wunnern. Mi wör so taumaut, as har'n mi Engelsfläogel streift.

Vader stöörde mi nich. Lange spröoken wi kien Wort. Läter wiesde he mi dat Schwartdraußel-Männken. Dat seet midden in de Appelblüten-Pracht un fleitde sien Lied, immer wedder, immer wedder . . .

Lange stünd ik noch unner den Boom, keek un lusterde. Dann dreihde ik mi üm. Vader was nich mehr dor, he was woll sinnig in siene Werkstää gaohn.

In'n Augsut bröök de erste Weltkrieg ut. Vader is in Rußland faalen. - Vielleicht steiht up sein Graff eine lechtgreune Berken - nu in Mai. Vielleicht sing dor in de Spitze eine Schwartdraußel ehre oole un doch ewig junge Melodie? -



# In'n Näbel verdwaolen

VAN SEFA TINNERMANN

Ein Herwstdag güng tau Ende. So wunnersaom käönt blos September-Daoge wäsen. Glasklor leeg dat wiede Land in'n Sünnenschien, un de Luft wör so weik as in de Maitiet. - Nu äowertrück ein witten Schleier den Borg-Esk. Bi de drei Eckelböome, de all siet Menskendenken dat Krüz unner ehre mächtigen Teuge bergt, bleef ik staohn un keek in den Näbel. Dat seeg ut, as schwääfden dor wunnerlicke Gestalten in lange Spitzenkleeder up un daol. Tauerst ganz langsaom, dann schneller, immer schneller. De danzden un dreihden sik, fügen sik und leeten sik los. Ein selten feinet Bild van den upstieghenden Näbel! - Ik günk wieder bis nao den „Wilden Kässbeernboom“, den oolen Frönd ut miene Kinnertiet. Up de näbelverhangenen Wisken haorkauden die Kaihe, satt un buuket. Ik spörde den herben Räoke van Tüwwelkenfüurs. - Un dann kööm up einmaol wat Unheimlickes up mit tau. Mit einen Schlag wör et düster. Dat scheen so, as wassde eine griese Müörn ut de Grund. De breide sik ut un steeg nao baoben. Tau glieke Tiet sackde van'n Himmel ein schwaoren, düstern Dunst-Vörhang daol. Dann wör Näbel rund um mi tau, luuter Näbel, ein Meer van Näbel. - Har ik mit umdreihet? Ik wuß et nich. Wor wörn de Búske, de Kerktorn, de Wisken, de drei Eiken, de Kässbeernboom? De Näbel, dat gräsige Undeiert, har alles verschlungen. Angst packde mi, furchtbaore Angst. De kralde sik in min Harte, neehm mi den Aohm. Ik har mi verdwaolen - in'n Näbel verdwaolen. Schull ik de ganze Nacht hier herümirren? Mi wörd schwindelig, un ik treet up weiket, pläugdet Eskland. Ik müß uppassen, dat ik nich van den fasten Weg affkööm. Schritt för Schritt tastede ik mi wieder. Worhen? „Herrgott, nimm mi bi de Hand!“

Tau'n Glück düürde de Speuk nich lange. De Näbelmüörn füllt in sik tausame un kröop in de Eern. Dann wör dat so, as schöof eine Geisterhand den dichten Vörhang van baoben weg. Ein blusterigen Wind kööm up. De fägde de Luft klor un verjaogde de leßden Schwaoden un Fetzen. Ik aotmede deip, erlöst up. Ik seeg den hoogen Himmel, den Kerktorn, den ganzen Esk. Ein paor Steernkes blinzelden mi tröstlick tau. Un dann winkde mi van Wieden ein fröndlicket Licht. Ein Licht - ein Fenster vull van Licht. Dor was ja us Huus. Wenn ik doch fleigen kunn! So gau wull ik nao Huus. - Lange seet ik in'n Sessel. Use Kääkenlucht mit den glockenförmigen Schirm un dünnen Spaonholt hüllde mi in mit ehren warmen, goldenen Schien. Ik feulde mi so herrlick geborgen. Geborgen - tau Huus. De Teikädel up den flückernden Ölaobend summde eine fiene Melodie. Use siedenglatte Mies leggte sik up mine Samtpantuffeln un schnurrde gemütlik. Un ut dat Radio klüng eine helle Violine. Eine dunkle Frauenstimme süng dortau . . . de Maond schinnt up de Däken, us Herrgott höllt de Wacht.“ - Dat, wat ik nu vertelle, is all lange her. Den stillen Esk gifft nich mehr. Dor sünd nu Straoten un Hüüser, dor bruust de Autos und knattert de Motorräore. Ne, den stillen Borg-Esk gifft nich mehr!

## Avendlüchten

VAN HANS VARNHORST

*Een blanken Schien flütt üm de Strüker,  
un Taug un Tacken hangt vull Gold,  
un Schattens dwält up Muß un Spricker,  
een lechten Daak stiggt up van 't Holt.*      *Un gön lücht't dör de Slöppe 'n Striepen,  
de Himmel brennt ut Füler een Wand.  
Van baoben süht du düster griepen  
in 'n Busk een grote Geisterhand.*

*Dör't gäle Loof stappt miene Fäute,  
un Duben fluttert up, een Tucht,  
de Togwind strickt mi kolt taumeute,  
spöökhaftig kummt de Ulenflucht.*

## De Trecker

VAN HANS VARNHORST

Roden Bur puffket mit sienen nee'en Trecker up den Hoff. Blank is dat Ding noch un radattert, dat een meist Höörn un Seehn vergeiht. Bi de Schüern kriggt sien ölste Söhn üm tau packen.

„Wullt du wat, Fernand?“

„Dat woll, man dat is so väl nich, ik wull blot fragen, ik hebb mi so 'n brukden Wagen köfft un uk meist betahlt, dor fählt mi upstunns noch so dreehunnert Mark an, ik wull seehn, of du mi de nich gäven wullt, dann har ik üm so heel un deel betahlt.“ Mit siene lünken Hand wisket he so 'n bäten Stoff van den bäverigen Kotflögel.

„Weusten Spektakel makt dat blitzerige Ding“, stellt de Bur nu de Maschinen af, „dor sitt Musik in, un luken deit he, dor is 'n Spann Peere nix gägen. Man Fernand, dat spiet't mi nu naug, ik wull di ja geern helpen, man ik hebb jüst düssen Trecker köfft, kost 'n happigen Striepen Geld, is noch man half betahlt, den mott ik tauerst afstötern, löterhen schaft du dat Geld van mi kriegen, moßt al so lang teuven! Dat geiht nich änners!“

Den Morgen drup steiht Anton, wat sien tweede Söhn is, vör dat Rickels van den Kalverstall, he heff jüst de Kalver söpet und dröömt so vör sik dal.

„Tau, Jung“, röppt de Pappen üm tau, „wi hebbt dat drocke vanmorgen. Hest du wat? Du steihst dor ja herüm, as wenn du kien Fieve tellen kunnt!“

„Och, Papp, dat is so väl nich, ik wull di wat fragen, ik hebb mi so 'n lüttket Moped köfft, dorbi köm ik nich mit mien Geld ut, kannst du mi woll hunnertfüftig Mark vörscheeten, dann kunn ik dat Ding ganz betahlen.“

„Dat is nich väl, nee, un dat wull ik di woll geern gäven, man dat is spietlik, mien Jung, ik mott tauerst den nee'en Trecker betahlen, so lang moßt du al teuven“.

Noch 'n Morgen löter will de Bur jüst sien Baukweetenpannkauken äten, do stürt Andreas, de Jüngste, een pußbackigen Posaunenengel van fief Johre, in 'e Köken, klattert up siene Knee, strakt üm üm den Bort un bucket sik dichte an üm.

„Na, mien Stümmel!“ drückt de Bur üm an sik, „wullt du ok een Stück Pannkauken?“ un holt üm up de Gabeln een Stück tau, man Adreas schüddkoppt un strakt den Vader noch eenmal üm den Bort.



„Pappa,“ smust he, „in Teepen Mufti sien grote Kiekenster steiht so een blank Dreerad, wullst du mi dat nich woll kopen?“

„Wisse, mien Jung“, hört de Bur nu een Stot bi 't Äten up, „du schaffst ok dien Dreerad hemm, man du moßt noch 'n Tiedlang teuven, ik hebbt mi 'n nee'en Trecker köfft, den harn wi so nödig as gaut Weer, den mott ik tauerst betahlen. Dann is mi dat bäter taupasse, dann kriggst du ok dien Dreerad.“

Andreas geiht na buten, drömet bilangs an't Hus up un spält so 'n bäten för sik alleen. De Sünn schinnt, un de Vögel singt. Bi den Meßfalt süht he wat! Dor kummt de Hahn, de söke glemmerige Feern in sien langen Steert heff, stolt angahn'n, makt Kullerogen, holt den Kopp so 'n bäten scheef un tritt mit seine groten Traken liek up so 'ne stumpsteertske Henne tau. Dat Huhn kakelt gedüllig, dukt sik dal, un de Hahn klattert dr baben up.

Andreas kickt mit grote Ogen tau, wunnert sik un geiht up de beiden Vögel tau, un dann halt he mit sien lütken Faut ut, so wiet he man kann, dreiht sik in 'n Swung so half rüm un tritt den Hahn dwesk an den Flunk, dat he so 'n Endken hendaltummelt bet an den Mull un dat Kaff van den Meßbult. Un dann fleukt de lütke Wiespint as so'n olen Kaptein: „Du Flunkervagel, du Klunzfaut, solang de Trecker noch nich betahlt is, schaffst du ok tau Faute lopen!“

## Rekorde

VAN HANS VARNHORST

Dat wörn drie Holsterbücke: Ernst, wat Strüvings Bur sien Ölste wör. He har stökerige Beene un flassige strubbelige Hoor un güng so 'n bäten slackerig hendal. Ulrich, den Köter Dünnebeen sien Söhn, wör kort un gedrungen, har een grot, rot Gesicht, wor de Backen as söke halve Wohrappeln an dalhängen, un wenn he nich uppaßde, kunn üm dat dor gaut rinrängen. Dann den Schauster Hinnerk Kruse sien, wat so een hännig Jüngsken wör, de man sien un wittläpelt utseeg, un he wörd van siene Mamme prick uptrocken un dröff sik jonich fuul maken, änners geev dat s'avends een gnatterig Grummelschuur.

De drie vertörnden sik fiefmal up 'n Dag, man se verdrögen sik seßmal un hölen tausamen als Pick un Swävel.

Vandage wörn se bi de olen Sandkuhlen taugang. Tauerst geev dat eenen Wettlop. Ernst wör mit 'n Verschäl van'n Viddeljohr de ölste un dröff bet drie tellen, un dann susden de drei Lichtschinken hendal, so 'n hunnert Träe wiet, bet an den Barkenboom, de dor so verkröpelt an den Sandweg stünd. Ernst swävde vörut as so 'n Windhund, Uli jachterde as so 'n halfwassen Büllken achteran, un Lauri swickerde as so 'n liese Katte an Enn. Ernst wör dann ok wecktied dor un tickde mit'n Finger an den Barkenboom.

„Oho“, hapachde Uli noch ute Puste, „du Strunz, dat gelt nich, dat gelt nich, klor, dat du drocker lopen kannst, du hest de Beene ja ok mal so lang as wi beiden!“

„Den Hackelmack willt wi nu nich mehr!“ schaffuterde Lauri, „nix, nix, gägen di kön'wi nich lopen, klor, - ute!“

So köm nu dran, well van ehr am wietsten spöttern kunn. Dreemal dröff een verseuken. Uli halde eenen Meterstock ut Opas Immenschuur, dat schull sekür afmäten weern. Lauri schaffde dat bet up twee Meter fufteihn, man Uli köm up twee Meter fiefuntwintig. Dor köm Ernst lang nich mit.

As se ehre Mülkes dröge spöttert harn, mössen se in de Böme klattern, dree Dannenböme, de meist lieker hoch wassen wörn. As se dor wedder rutkömen, seegen se ut as söke Swinefarken, de Gesichter wörn van Haß un Sweet versmeert, un de plünnerigen Büxens harn enkelte Löcker un Ritzen. Dat mök ehr aver nich väl ut.

Nu wüssen se partu nix mehr. Se läen sik in 'n Bülsand un löten mit deepe Gedanken den witten Sand dör ehre Fingers glien.

Up mal schööt Uli hoch un röp: „Ik hebb wat, ik weet wat! Wi willt nu raen, well van us am besten leegen kann. Well gewinnt, krigg ok eenen Pries, ik hebb dor wat för!“ Un mit so 'n Swupdi dukde he achter 't Immenschuur, köm ok foorts weer trügge, in de Hand dree Kraiheneier.

„De brukt blot noch utpust weern, dann kannste de nett vör den Spiegel hangen.“ Un nu geiht 't los! Well kann am besten leegen?

Lauri steck den Finger in de Näsen un fang foorts an tau spinnen: „Use Mamme makt 's avends miene Büxen heel. Se legg de Büxen dann up den Disk, street dor 'n bäten Pulver up, halt dat Striekiesen, strick dor 'n poormal aver, un in 'n Tied van twee Minuten sünd de Löcker al dichte.“

„Dat kann gaut“, nickköppt Ernst, man wi hebbt wat, wat gi nich hebbt. Wenn in 'n Sommer dat ole Körn meist uppe is, stellt use Pappen eene Leddern an Böönen un jagt de Faselswiene dr up, so 'n stück of dartig, so schölt dat leste Körn upseuken. Se stiegt dann eenfach up de Leddern, un wenn se den Böönen schier hebbt un satt sünd, kamt se van sülben de Leddern weer dal, un dor is nich een, de van de Leddern fallt.“

„Dat kann ok gaut,“ mennt Uli, „dat kann't! Man wi hebbt wat, wat gi all nich hebbt. Nu hört tau: Use Mamme heff söke grote Löcker in de Strümpe, as jau Mammens nie nich hebbt!“

„Du Lögensteert, du lüggst, du lüggst!“ ropt de ännern beiden as ut eenen Mund.

„Dat is aver so!“ röpp Uli, gripp de dree Kraiheneier, neiht ut un is mit eenen Satz achter Opas Immenschuur, krüpp dör den Tuun un is wäge.

## De Rogge stufft

VAN HANS VARNHORST

*De Trämsen lücht't hier Steern an Steern,  
nickköppt un weifelt mit de Köppe,  
de Swölken flitzt, drägt Feern üm Feern,  
van 'n Gräsbult lütke Spiers un Töppe.*

*Mieglämkes krämelt in den Sand,  
schuuvt hen un her ehr sworn Brocken,  
un wor du kickst, dor is dat Land  
van Greun und Blaumen avertrocken.*

*Glöv' man, dat geiht hier fix taukehr,  
dör't Holt hörst du den Wind hersnuven,  
fien singt dat Körn, sleit Öhr an Öhr,  
so mott de Rogge düchtig stufen.*





# Sömmertiet

VAN HEINZ VON DER WALL

Dat was noch warm in de Kaamer.

Sss - Sss sümmelde eene Müggen vör dat apen Fenster. Nu kööm se herin. Se flöög dicht över mienen Kopp her. Ik schlöög na ehr. Se dreihde un kööm trügge. Mien Arm suusde up de Däken. An'n Spegel kreisde dat Deert nu, as mi in 't Tweedunkel scheen.

Van buten, dör de Tööger van 'n Appelboom, keek de Maand. He möök de Kaamer lecht. Ik mügg mi een Bauk kriegen könen un läsen. Aver ik wull de Ogen tau dauhn un schlaopen. Morgen fröh, Klock Veer, was de Nacht vörbi . . . Man dor was de Mügge weer. Ik wull moi still wäsen un mi nich rögen, bit se sik settde. Amenn' kreeg ik se dann. Ik seeg se över mien Gesicht sägeln, ehre Flögels süngen -: Sss - Sss -. Ümmer in de Runde. Se wull sik nich setten. Of se wat ahnde? Oder schull se wäten, dat ik kien sööt Blaut har? Se dreihde af, na buten tau, dör dat Fenster. Vällicht mügg se danzen in 'n Maandschien tüsken de Blöer van 'n Appelboom.

„Ik bün uk noch waak“, hörde ik eene liese Stimm. Dat was Beppi. He leeg in dat ännere Bedde van de Kaamer.

„Was de Arbeit tau stur vandaagen?“ fröög ik. Beppi würd in 'n Harvst erst seßteihn Jahr'. Wi harn den ganzen Dag Garven bunnen, un de Sünne har van 'n Himmel stäken, un kiene Wolke was kaomen un har een bäten Schadden gäven.

„Nee“, sä Beppi, „dat kunn ik woll uthollen.“

„Hest di gaut maakt, Beppi, segg ik di.“

Eene Tietlang was 't still na miene Wöer. De Brune in sienen Stall stampde een paar Mal mit sien Isen up. Wassen dor uk de Müggen, of gar Blinnfleegen? Wisse was 't de Brune wäsen, änners har ik dat nich so luut höört. Sien Stall up de Daal leeg na use Kaamer tau. De Schwarte was uk meist ruhiger. Use Buur har dree Perde. Sien Land was so, dat he mit Treckers of Sülvstbinner nich väl maken kunn. De Perde müssen vör de Meihmaschin', un dat Volks, dat doontiet up 'n Hoff was, un 'n fief of seß Lüe ut 't Dörp köömen tau binnen.

„Of ik di dat vertellen dröff?“ hörde ik Beppi weer.

„Wat wullt du mi vertellen, Beppi?“

„Ik weet nich. - Vandaagen heff ik gägen Riet Schoenen bunnen.“

„Ik heff 't sehn, Beppi. - Un wat wullst du mi vertellen?“

„Ik heff 't ja all dahn.“ Beppi schnackde heel sachte.

„Wo schall ik dat verstahn, Beppi?“

„Ehre Arms van 'n Ellbaagen af sünd witt as Schnee -“

„Se hefft woll alltiet Kleeder mit halflange Armels draagen“, lachde ik, „dat de Sünne se nich bruun brennen kunn.“

He anterdenix. Dofüllt mi in, dat 't van mi woll nich recht was, as unwies tau lachen. Ik keek na Beppi hen. De Däken un dat blaukareerde Beddlaken hängen an de eene Siet wiet na ünne. Sienen Kopp har he na de Wand dreiht.

„Beppi“ - rööp ik. Mi was dat, as wenn ik üm bistahn müß. He rääkde amenn' up mi. Ik was öller. Ik har mehr van de Welt sehn; ik müß Raat wäten.

Ik wüß, wat mit Beppi was. Ik müß töffelig wäsen, wenn ik dat noch nich markt har. Siene leßden Wöer har 't ganz dütelk maakt: He was in Riet Scheenen vernarrt. Se was 'n acht of nägen Jahr' öller as he un de Tochter van den Dischker an

de Watermöhlen. Würd se mit ehre schwattkrusen Haar' un den vullen roden Mund nich van alle Lüe för een van de moisten Wichter in 't Dörp hollen? - Nu in de Arntetiet was se een paar Mal bi usen Buur wäsen un har üm holpen.

„Beppi, höör -!“ rööp ik, wat luter. „Morgen mööt wi weer Roggen binnen. Schlaap nu. Dat is na Klock Twölf.“

„Ik kann nich schlaapen“, klüng dat van siene Stäe her.

„Ik weet, dat is heet in de Kaamer. Aver wi mööt sehn, dat wi morgen weer munter sünd!“

He güng dor nich up in.

„Ik heff di dat doch foors fraagt, of ik di dat vertellen drüff“, sä he.

„Säker hest du dat, Beppi.“

„Un du hest dor nich wat gägen hat, Rolf.“

„Ne, dat heff ik nich.“

He schweeg weer.

„Se - will nix van di wäten, Beppi?“ fröög ik.

„Se - kickt mi - nich is an“, stütterde he liese.

„Meenst du, ik schull för di een Wort inleggen bi ehr?“

As he na disse Fraage sik in sien Bedde hoch upsettde un nu, ahne wat tau seggen, na mi herkeek, begreep ik erst, dat ik tau 'n tweeden Mal wat heel Verkehrt's dahn har.

De dumme erste Lieve: will se nich heemlik un stillken wäsen? Un ik kööm her un bööt mi an, of ik dor nich wat tüsken seggen kunn!

„Ne - ne - so nich!“ rööp Beppi! „Ik meene: Worüm dat alles so is -“

Was dat all lange her, dat ik jüst so fraagt har? De Fraage, de ik dö, as ik vällicht 'n paar Mande öller was as Beppi nu, klüng so. Güng dat uk dorüm, of wor een Wicht was mit Arms witt as Schnee, dat eenen nich ankieken wull? Ik was in Düütschland upwassen, un ik har den „bunten Rock“ antrocken krägen, as 'm so sä. Se harn mi dat Scheeten bibröcht, un ik har losmüßt. Worhen? Wekker würd dorna fraagt? Schull ik Beppi dorvon vertellen? Of dorvan, dat use Ogen grot würden, as wi dor van höörden, dat 'm för Geld kopen kunn, wor wi dunkel na lengden? Un dat wi do uk woll ropen of fragen wullen - „worüm dat alles so is -?!“ Unnen up 'n Balkaan, in een Kaff, een Huus: Lehm, Kalk, Sand, Breer. De Dörn was dat Eenzigste, wat instanne wör. Een Kamen un Gahn, un de Dörn jipde so 'n bäten, wenn se apen maakt würd. Un dann eenes Daags sä se nix mehr: Eener van de välen, de herin un herut güngen, har dor woll een bäten Öllge an dahn. Un dat Wicht in dat Huus -? Dat kunn wäsen, dat se uk witte Arms as Schnee har. Ik kreeg 't nich tau wäten. - Ne, dor wull ik Beppi nich van vertellen.

Mi füllt wat änners in. Ik dachde dor an, wo ik as Kind, an 'n Dag vör Ostern, mienen jüngereren Brauder een Märken vertellt har van den Osterhasen. Dat was noch in de Tiet, as ik an üm glöövde. Wi leegen all up 'n Bedde, un ik freude mi up den kaamen Dag - wo väl Eier, bunte un sööte? - wor müchen se verstäken wäsen? - un do was ik anfangen tau fabuleern.

Un jüst dat wull ik nu uk dauhn. - Hör tau, Beppi!

Ik wüß, dat har kien Hand un Faut, wat ik dor her kreeg. Eene Geschicht' schullt 't werden, van vörnähme Lüe un van Taternvolks, van Börgers un van Buurn, mienethalven uk van Indianers in de Prärie of van Piraaten up den wieden Ozeaan - bloß, dat he tauhöörn un gaut henlustern dö!

Manges kunn ik Geschichten utdenken un finnen, dat wüß ik. Un domaals, an

den Dag vör Ostern, as ik mienen Brauder dat Märken vertellde un üm hörde mit sien: „Un do -? - Wat passeerde do -?“, heff ik dacht, eene bättere Geschicht kunn 't nich gäven - man disse Vertellen, Beppi, müß noch bäter werden!

Un ik vertellde . . .

Af un an schmeet he een Woort tüsken miene Wöer, un meist heet dat: „Un do?“ Dann was he still, un as ik mal eenen Ogensschlag verhaalde, hörde ik, wo sien Atem langsam un sinnig güng.

Eener schull ja vergrellt werden, wenn he sik väl Meihte giff bi 't Vertellen un sien „Publikum“ schlöppt in. Ik was 't ditmal wisse nich.

De Daage wassen lang, un dat Garvenbinnen trück in den Puckel un in de Arms. De Sünne stöök. Schwor füllt de Roggen ünner de Maschinenmessers daal. De Öhren ruschelden vör Dröögte un Riepde. Van wiet her achter dat Eekenholt hörden wi, wo eene Seißen haart würd.

Vandaag arbeide ik gägen Riet Schoenen. Beppi har sien Pand heel up de ännere Kante. Wenn he gaude Ogen har, kunn he us sehn.

As wi us eenmal een bäten verpuußen kunnen, weil de Perde de Dießeln trüggen-braken harn un eene nee haalt werden müß, fröög ik ehr, worüm se mi alltiet van ehr Pand een paar Schöwe liggen lööt. Se sä, dat was se so wennet van Beppi her. Ik keek ehr dull an.

„Kann ik dor wat vör, dat alle Jungs in mi vernarrt sünd?“ Riet grinsde mi tau. Du Beest van moi Wicht, dachde ik, du weeßt genau, wo du schnacken un dauhn moßt! Ja, un Beppi har gern de Garven för di bunnen un den Mund nich apen dahn! Bi mi kummst du dor awer nich mit dör: Wat recht is, mott recht blieven!

„Ja, so as de Buur dat afmäten hefft!“ Dor sünd wi us ja gau eenig worden! Se har eenen Roggenhalm in de Hand, straaude sik mit de Öhren de Wangen, un dann nöhm se den Halm in den Mund.

„Dat moßt du nich dauhn!“ rööp ik. „Dor kannst du di mit vergiften!“

Se lachde mi ut: „Un wenn ik dor krank van werde?“

Ne, Riet Schoenen seeg nich na Krankwerden ut. Ehr Gesicht was bruun, de Lippen wassen vull un rot, un ut ehre Ogen tellde dat Läwen siene Riemels af. Un - so as Beppi seggt har - ehre schlanken Arms wassen van de Ellbaagens bit na baven witt as Schnee. Se har ehre Hannen achter 'n Nacken in eenänner leggt un reckde sik. De Armels van ehr licht Kleed wassen trüggefallen bit up de Schullern.

Se har mi wat fraagt. Ik har nich uppaßt. Se fröög na: „Waßt in Düütschland de Roggen uk so gaut?“ Schade, dat de ännere Dießeln dor was. De Meihmaschinen ratterde up us tau. För 'n Vördrag was kiene Tied mehr.

Avends bi 'n Soot buten achter 'n Huse.

In eene Baljen leegen frauhriepe, gäle Appels, Een van de Wichter har se naaßen afwascht, Waterdraapens drüppkeden hier un dor noch an de glatte Huut daal; un elkeener, de sik eenen Appel nöhm, reef üm erst mal af, in de Tasken, in de Büxen, in 't Kleed.

As ik mienen tweeden Appel ut de Baljen langde, stünd Riet Schoenen gägen mi un grappsde mi den Appel ut de Hand. Se har een witt Dauk haalt, un dor wickelde se üm in. Eeher dat ik fragen kunn, wat se vörhar, geef se mi den Appel weer, un ik beet een grot Stück dor ut un füng an tau kauen. Sööt und saftig was dat Stück.

Riet Schoenen dröögde nu eenen Appel för sik sülvst af, dann bröchde se dat Dauk in de Waschkööken, rööp us alle eene „Gaude Nacht“ tau un möök se up

den Weg na Huus. Dat spietde mi. Worüm woll se all weg? Wi kunnen noch so moi bi ' ännern stahn, Appels äten un us wat vertellen.

Se was all achter den ersten Hägenknick. Do füllt mi in, dat ik ehr up eene Frage, de se vannömmdag stellt har, noch nich naug antert har. As wenn mi een Togg vör de Näsen wegföhren wull, lööp ik los. Beppi rööp mi na: „Wor wullt du hen?“ Ik har för disse Frage kien Gedüür.

Bi de Brünnen achter den Saaltengraven haalde ik se in. Se wend'de sik üm, as se miene Träe hörde. Ik har mi dat taurechtleggt, wat ik seggen wull un worüm ik ehr nakaamen was: „De Roggen in Düütschland, weeßt du -“

Se lööt mi nich uträden. - Dat se vandaage dat leßde Mal bi usen Buurn holpen har, sä se.

„Worüm?“ fröög ik gau.

Tauken Wäken füng se in de Stadt ehre Stäe an. Se wull in't Kontor; dat was eene ännere Arbeit as hier up 't Land. Dor müß se nu ehre Saaken noch een bäten för klaar maken.

„Holst di nix mehr hier, Riet?“

„Ne, nix.“ Se keek mi an. Dat kunn woll heeten: Wullt du di inbilden, dat ik dienethalven in so een Kaff blieve - un wenn du teihnmal ut Düütschland kummst?

Wo laat mügg dat wäsen? De Sünne was ünnergahn. Wor se tauleßde stahn har, was de Himmel rot. Dat gifft Water in 'n Schloot, seggt bi us tau Hus de Lüe.

Wi güngen gägen 'n ännern un säen nix. Off ik noch eenmal anfangen schull van dat Körn bi us in Düütschland? Ik dö dat, un Riet hörde mien Quatern an.

Dann was ik utvertellt. Use Wegg güng an eene Koppelweide langes. Ik har eenen Fleernstruuk afbraaken, de Töger un Blöer herünnerräten un haude dor nu mit up den Draht. Ting - ting - ting singelde dat.

De Arbeit över Dag was schwor. Man ik was nich mö. Ik kunn noch stundenlang so gaohn. Mannes, för eenen Ogenschlag schüürde ehr Arm an mienen her. Witt as Schnee.

Ik wunnerde mi, dat Riet Schoenen ümmer noch nich bi ehr Öllernhus was. Ik wunnerde mi, ik sä aver nix.

Dat was ümmer noch warm. Kien Wind röögde sik. Sömmeravend. Ut dat Havernfeld vör us sprüng een Hase up, hoppelde över de Wennigen. Wor ik hen-seeg, överall stüнден Hocken. As lüttke Hütten, de deep up de Stoppeln huukden, löten se in dat Tweedunkel.

Gägen mi dat Kleed van Riet was lechter as alles ännere üm mi tau. Hier un dor fluckerden Steerns up - man de wassen wiet weg. Een Kalv, mit siene schluurigen Beene, lööp us up de ännern Sieden van den Draht na. Ik hörde sien Schnuven.

Riet bleef stahn. Se güng an dat Wier heran un hüllt dat Deert ehre Hand tau. Dat Mul van dat Kalv schnupperde na ehre Fingers. Dann schwenkde dat Deert sik üm un pulterde hendaal, säker na den Timpen, wor de Keihe leegen un nährkauden.

„So, un tauken Wäken wullt du in de Stadt?“

Se keek noch dat Kalv na, dat nich mehr lange tau sehn was.

Ik was in disse Stunn' heel daamelig. Ik fröög noch eenmal, wat ik vörhin uk all fraagt har:

„Un nix holst di hier trügge, Riet?“

Se stünd noch dor, dicht an 'n Draht Vällicht dröömde se. Nich faken sünd Avende as nu. Eene Mügge sümmelde an mi vörbi. Beppi! Ik müß an üm denken.



Säker leeg he waak in sien Bedde. Of he ahnde, dat ik mit dat Wicht, wor 't üm üm güng, tau diesse Tiet alleen was? Beppi, ik heff dat uk nich vörhatt, un van Middag har ik den noch utlacht, de mi so wat anschünnt har, aver - Riet lööt gewähren, dat ik ehre Hand nöhm. Ehre Fingers wassen nich week, eeher ruug un groff. Ik seeg dat Wicht in eenen Ruum sitten vör 'n Disk mit Poppierens, tüsken Schränke mit Poppierens. Dat was een ännere Laven.

Wi güngen langsam wieder. Ehr Droom was woll ut.

„Ik will na Hus lopen“ sä se.

„Dröff ik mitlopen?“ fröög ik. Se nickkoppde. Un so würd ut dat Lopen nix. Ik hüllt ehre linke Hand mit miene Linke, un miene Rechte leeg üm ehren Arm baven den Ellbaagen. Ehre Hut was nich bloß witt, so was uk week; so föhlde sik an as Peseekes, wenn se riep sünd.

Ik wuß nich, wat för Wäge achter us un wat för Wäge för us wassen. Ik kunn 't bold nich glöven, as Riet dann sä: „Kiek, dor is use Hus. Nu bün ik foors dor.“

Ik seeg eenen lütken Dannenhoff. Dor wahnde se. Un tauken Wäken föhrde se in de Stadt. Se kööm wiß för 't erste nich weer.

Ik seeg nich mehr den Dannenhoff; ik seeg bloß noch Riet Schoenens vulle Lippen . . .

Do föhlde ik up eenmal een Brennen up miene Backe. So har kien Wichtermund dahn. Riets Hand was eeher ruug un groff. Nu wuß miene Backe dat uk.

Een Glück, dat 't düüster was. So kunn se tauminnt nich sehn, wo de Stäe in mien Gesicht van Fүүr gleihde.

Jüst as vanavend all eenmal sä se! „Gaude Nacht!“ un lööp up flinke Fööte na ehren Hoff hen. Ik lusterde so lange, as ik ehre Träe hören kunn, dann möök ik, dat ik na Huus hen kööm. -

De Brune stünd in sienen Stall un schlöög mit den Steert gägen de Müürn, as ik de Daal an üm vörbigüng. Ik steeg de Treppen na use Kaamern hoch, un ik wull de Döörn ganz liese apen maken. As ik de Klinken daaldrückt har un de Döörn sinnig na binnen schööv, füng dat dor an tau pultern un tau larmen. Dor müß wat ümfallen wäsen - ja, recht, nu vertaakelde ik mi halv in de Beenen van 'n paar Stöhle, de stuuf achter de Döörn stahn harn.

Ik wull jüst na Beppi ropen, wat woll los was, do föhlde ik üm miene Schullern twee Arms, de mi daalrieten wullen. Man de, den diesse Arms tauhöorden, was noch nich vullwassen, un ik har dor nich väl Last mit. Ik packde siene Hannen, trück si na ünner, un dor har ik üm uk all in de Kniee. Beppi was 't. De striepde Nachtpulter schlotterde üm üm tau. Siene Ogen, de ik in dat Maandlecht sehn kunn, spütterden Glaut un Iwer up mi. He schimpde, wat dat för een Verrat wäsen was, den ik dor dräven har! Ik dö so, as wenn ik sien Fründ was, aver achter-rüggs - hechede he. He versöchde, siene Hannen free tau kriegen. Wenn ik üm nich so fasthollen dö, dann wull he mi dat doch is wiesen!

„Beppi“, sä ik, „glööv mi, dat ik di verstah. Man glööv mi uk, dat is dat Ganze nich wert, dat du dor so een Theaater üm maakst - -“

„Theaater?“ gnarde he. „Gistern Avend hest du mi dor van afschnackt, un vanavend geihst du sülven mit Riet los. Dat hest du Jahnup bloß vörhatt mit dien Wiesmulen! - Een Schannkerl büst du!“

He har mi vör 't Brett. Un ik müß taugäven, so as üm dat taulööt, was ik würkelk een Schannkerl. Amenn' was 't dat Beste, ik lööt üm erst mal taugangeblieben. He queesde un quengelde wieder. Ik packde üm ünner un schmeet üm up sien Bedde. He lööt sik dat gefallen. Dann maakde ik de Kaamerdöörn tau. De Stöhle bröchde ik weer an ehre Stäe. Ik settde mi bi Beppi up de Bettkante. He

keek mit 't Gesicht na de Wand. He wull nix van mi wäten. Ik versöchde, üm tau verklaaren, dat ik gar nicht mit Riet Schoenen spazeern gahn wullt har, man ik was noch nich mö wäsen, un de Steeren harn van baven plinkert - -

Dor geef Beppi nix up: ik hörde üm liese gnurren.

„Riet blifft nich hier in 't Dörp, Beppe“, sä ik, „tauken Wäken geiht se in de Stadt, in 't Kontor“.

Uk dat hülpe nix. Worüm vertell ik nich, wo de Saake utgahn was?

„Beppi -! Riet - hefft mi - - eene herünnerlangt - - dor seet aver Muck achter! Miene Backe is noch ganz heet, meen ik.“

Dat ik eenen Söten van ehr wullt har, vertellde ik nich. Dat güng Beppi sachs nix an.

Mit 'n Ruck dreihde he sick in sien Bedde üm. He stüttde sik up de Arms, de Ellbaagens in 't Koppküssen, un dann füng he an tau lachen. Ne, so wat geef dat doch gar nich up de Welt! Dat was ja - dat was ja - - so väl Puußde har eener nich, dat he dor naug över lachen kunn! He böögde un schüddelde sik vör Plaseer. Ik lööt üm mit sienen Spaaß alleen. Dit Lachen, dat ut üm herutbraaskede, müß de best' Medizin wäsen för all dat, wat üm in de leßden Tiet schmart't und piert har. -

Ik schmeet Jacken un Büxen ut un krööp uk in 't Bedde. Beppi lachde ümmer noch. Bi lütken kunn he nich mehr. Vällicht küllt üm de Schluuk dor van. Aver wenn uk kien Luut mehr över siene Tungen kööm, siene Beddstäe jirpkede noch van dat ruckwiese Lufthaalen. Tauleßde - he har de heele Tiet nix mehr seggt - güng sien Atem ruhig un sachte: Beppi schlööp.

Ik föhlde in disse Nacht noch fökener Riet Schoenens Hand up miene Backe. Ik Dösel! In een paar Dagen güng dat Wicht in de Stadt. Vanavend was se noch eenmal över de Wäge, an de Haagens un Weiden un Felder vörbi wannert, de se van Kind up kennde. Veeh har up de Wisken lopen, Vaagels harn in de Bööme ruschelt, een Hund har Luut gäven - - un amenn' har dat all' ehr wat vertellt, un se har lustert. Un ik was - meist ut Taufall - dor bi wäsen, un ik har meent, Lengen und Droom in ehre Ogen harn wat mit mi tau dauhn. Ik Dösel!

Wor würd all eene Seißen haart. Schull 't all Morgenstunn' wäsen? Wull eener den Havern anmeihen? Dat Körn was riep in 't Land. De Seißens meihden an lichtsten, wenn de Halms noch natt van Dau un Näwel wassen . . .

## Blot 'ne olle bunte Katt

VAN FRANZ WILLENBORG

„Wenn ik se doch nich fräten draff, kann ik se ja uk woll glieks häuen“, mennde dei olle bunte Katt, seet vörn Kükenkassen un schlickmulde verdreitlik.

Man sütt woll forts, dat spält noch in dei Tied, as dei Küken noch van dei Kluckske utbräut wödden un noch nich verbiestert ute Brutmaschin kröpen. Du moß versäuken, di in dei Tied trüggetaudenken, as dei lüttken Piepmätzkes noch Nestwarmte kennden un noch unner ehre Kluckske kräupen kunnen, wenn sei freisen dön. Uk dei lüttken Höönkes drüffen noch grot wern, harn dei sültigen Rechte as dei Hennkes uk. Man kennde sei ja uk noch gaornich utenänner, bet ehr naon paor Wäken dei Kamm wassen wör.

Van dei Katten is eigentlik nicks Besünneres tau vertellen, dat was blot einfach 'ne olle bunte Katt, so ein, as sei di van morgen sicher noch aover'n Weg lopen is. Man seeg et ehr nich an, wat förn wunnerlik Kattenhart ehr in Bostkassen schlög, - so is dat ja faoken in Läben.

Bi gaut Weer stünd dei Kükenkassen mit dei Kluckske buten vör dei Dörn. Dei lüttken Pidelkes löpen krägel un friedig herüm, pickeden dei Körnkes, wenn sei wecke funn harn, un piepsten vergneugt un taufrä vör sik hen. Af un tau löpen sei nao dei Kluckske hen un overtügden sick, dat sei noch daor wör. Mangens röp dei Olle ehre Kinner uk tauhope, pickede ein gröteret Körnken kaputt un verdeilde et unner dei eiersten, dei dor bi ehr ankömen. Dorüm wulln sei all dei eiersten wäsen.

An so ein Dag köm use olle bunte Katt tau dei Insicht, wormit ik mien Geschichte anfangen bin.

Sei seet immer dichte bi, schlickmulde af un tau, streek sick mit dei Pooten ümt Mul un waschkede sick fierlik. Sei wuß all lang, dat sei nich drüff, wat sei bedreuyt gern daon har. Nee, sei dö dat nich, wennt ehr uk vörlicht schwaor füllt. Sei har bloot noch nich herut, up wecke Ort un Wiese sei sick woll nützlich maoken kunn.

Un dann köm ein Dag, son richtig warmen Sommerdag. Man kunn verdullt woll up dumme Gedanken kaomen. Dei Kluckske drüff mit ehre Küken den eiersten Utflug maoken. Dei eierste Utgang, dat wör wat för dei lüttken Pidelkes. Sei löpen un löpen, dei Kluckske kunn baol nich mit.

Un dicht bi blev immer dei Katt. Dat wull in ehren Kattenkopp nich rin, wo dei lüttken dummen Deerte so lichtfardig wäsen kunnen. Dat dei olle tulterige Kluckske dat mitmök! Wat kunn dor nich alls passeiern! Dei Verantwortung steeg, steeg mit den Stert, die ehr pielup nao baoben stünd. Dei bövste Quick wör son bittken afknicket un tuckede maol nao rechts, tueckede maol nao lünks. Of dut glöfst of nich, wenn son Küken rein tau wiet löp, susde dei Katt los, un dat lichtfardige Deert kreeg'n vörsichtigen Klapps mit dei Pooten, dat et sick verfehrde un jalpend nao dei Kluckske trüggelöp.

Ick wett, du mennst nu all wer, sei har woll doch unlautere Rägungen in ehr Harte hat, - nee, nee, dat it drafs du nich annähmen! Dann das du use olle bunte Katten ganz un gaor unrecht.

Un sei kreeg baol Gelägenheit, ehr wunnerlicket aover unschuldiget Kattenhart unner Bewies tau stellen.

Löögenhaft tau vertellen is et, aover waohr bliv et doch, ick heff et je mit eigen Oogen seihn. Paor Daoge lööter köm ick middaogs ute Dörn un wull Kluckske un



Küken Fauer bringen. Dei Küken stünnen bedreugt vörn Kassen un jalpeden ganz verbiestert un gottserbärmlik. Dei Kluckske wör ehr weglopen - unverschämt, menns du, aover sowat giv et -, einfach verschwunnen wör sei un freid wär mit'n Haohn herüm. Sei wull van ehre Küken nicks mehr wäten. Bedurliken un bedreuvden Kraom! Wat nu?

Dei Katt streek üm dei verlaotenen Küken ümtau, den Steert wer piel in dei Luft - wipp hen, wipp her mök wedder dei bövste Quick. Sei schnuurde, lick sick uk woll eis maol ümt Mul. Off et nu doch passeierde?

Denkste, daor kenns du dor äben nicks van, wat in dat Innenläben van son Katten vör sick geiht.

Ik gunk in't Hus un overlegge, wat daor woll tau maoken wör. Passeiern müß ja drocke wat, dei Deerte frösen ja noch so allein aohne Kluckske. Sei wörn ja reinweg verbiestert, sei kunnen ja nich mehr unner dei warmen Flögels kreupen. Ick dagge all an den warmen Backaoben, fört eierste mög dat ja woll gaohn, so förn kotte Wiele, - dann möß dor annern Raot sögg wern.

As ick ne kotte Tied löter wer nao buten köm, wörn all Küken verschwunnen, kien Jalpen wör mehr tau hörn, - bloot ut den Kluckskassen köm son glücklich taufrät Piedeln. Kiek eis an, dei Kluckske wör doch noch woll wer trüggekaomen. Ick bückede mi herunner un woll taukieken.

„Chchchch-ch ch-ch“, köm mi dat intaumeute. Schuß nich glöben, dei olle bunte Katt leeg in Kükenkassen, schnurrde - ja, un dei lüttken noch äben so verlaoten Küken kröpen ehr vergneugt an dat weike Kattenfell, krabbelnden unner Hals, drückenden sick an dat warme Kattenhart.

Dat has woll wisse nich glövet - ick uk nich - aover dor is nicks taubimaoket, mannichereen heff ick dei wunnerlicke Familje wiest, jedereen höll dei Geschicht för Latin, bet heit mit eigen Oogen seihn har.

Paor Wäken ist dat gaut gaohn. Dag för Dag günk dei Katt mit dei Küken ut. Nicks is daor passeiert, kienein güng verlorn. Wenn sei lichtfardig un neischierk ganz tau wiet löpen, dei Katt drev sei wer behott un sachtig tauhope, mangens uk woll eis maol ein bittken groff, aover daon - nee - daon heff sei ehr nicks. Uk kien Ratt off Haovk drüff sick seihn laoten. Alle wödden sei grot - dei Hennkes un dei Höönkes. .

Dann eines Daoges - dat gaht ja nich anners biet Heunervolk - dor wödden dei Höönkes - man kunn sei ja nu an Kamm kennen - utsögg. Saoterdaogs wödd dei Bieln haolt.

Wullt du dei Katt dat vör öövelnähm, dat sei nu gern nao dei Köpp greep? Ick heff ja fort seggt, dat wör ja doch blot 'ne olle bunte Katt!



# Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsstruktur und Bevölkerungsmobilität in Südoldenburg

VON HANS-WILHELM WINDHORST

Eine Arbeit aus der Forschungsstelle für Nordwestniedersächsische Regionalforschung an der Universität Osnabrück, Abteilung Vechta.

## Problemstellung

Ziel des Beitrages ist es, anhand ausgewählter statistischer Übersichten einen Eindruck von der Bevölkerungsentwicklung, Bevölkerungsstruktur und Bevölkerungsmobilität in Südoldenburg zu vermitteln. Die vorgelegten Statistiken werden dabei jedoch nicht in allen Einzelheiten interpretiert, durch gezielte Hinweise soll zu einer vertiefenden Eigenbeschäftigung mit den vorgelegten Materialien angeregt werden. Ein besonderes Anliegen ist es, die beiden südoldenburgischen Kreise hinsichtlich ablaufender Prozesse zu vergleichen und Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede aufzuzeigen. Daneben wird angestrebt, sie in den größeren Rahmen Nordwestniedersachsens einzuordnen. Der Beitrag soll ebenfalls zeigen, daß vor allem die Bevölkerungsmobilität noch keineswegs in ausreichender Weise wissenschaftlich durchleuchtet worden ist hinsichtlich der Faktoren, die Zu- und Fortzüge steuern, sowie bezüglich der regionalen Verteilung. Hier ist noch grundlegende Arbeit zu leisten.

## 1. Bevölkerungsentwicklung

Eine Analyse der langfristigen Bevölkerungsentwicklung (Tab. 1) zeigt, daß in beiden Kreisen eine kontinuierliche Bevölkerungszunahme festgestellt werden kann (vgl. dazu auch WINDHORST 1972). Der Kreis Vechta weist gegenüber dem Kreis Cloppenburg höhere Zuwachsraten auf, allerdings ist dabei die Eingemeindung von Vörden in die Gemeinde Neuenkirchen zu berücksichtigen. Der Unterschied im Anteil an der Gesamtbevölkerung Südoldenburgs ist dabei von 13,6 % (1939) auf 6 % (1976) gesunken. Eine Annäherung im Bevölkerungspotential zeichnet sich ab.

**Tab. 1:** Bevölkerungsentwicklung in Südoldenburg zwischen 1939 und 1977  
(Quelle: amtliche Statistik)

	1939	1950	1961	1970	1975	1976	1977*
Vechta	52176	79125	76013	86557	95018	95859	96499
Cloppenburg	68595	94791	90979	104095	107425	108015	108315
Südoldenburg	120771	174916	166992	190652	202443	203874	204814
	Relative Anteile						
Vechta	43,2	45,2	45,5	45,4	46,9	47,0	47,1
Cloppenburg	56,8	54,8	54,5	54,6	53,1	53,0	52,9
Südoldenburg	100	100	100	100	100	100	100
	Index (1970 = 100)						
Vechta	60	91	88	100	109	111	111
Cloppenburg	66	91	87	100	103	104	104
Südoldenburg	63	92	88	100	106	107	107

\* 30. 9. 1977